1,50 DM / Band 163
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

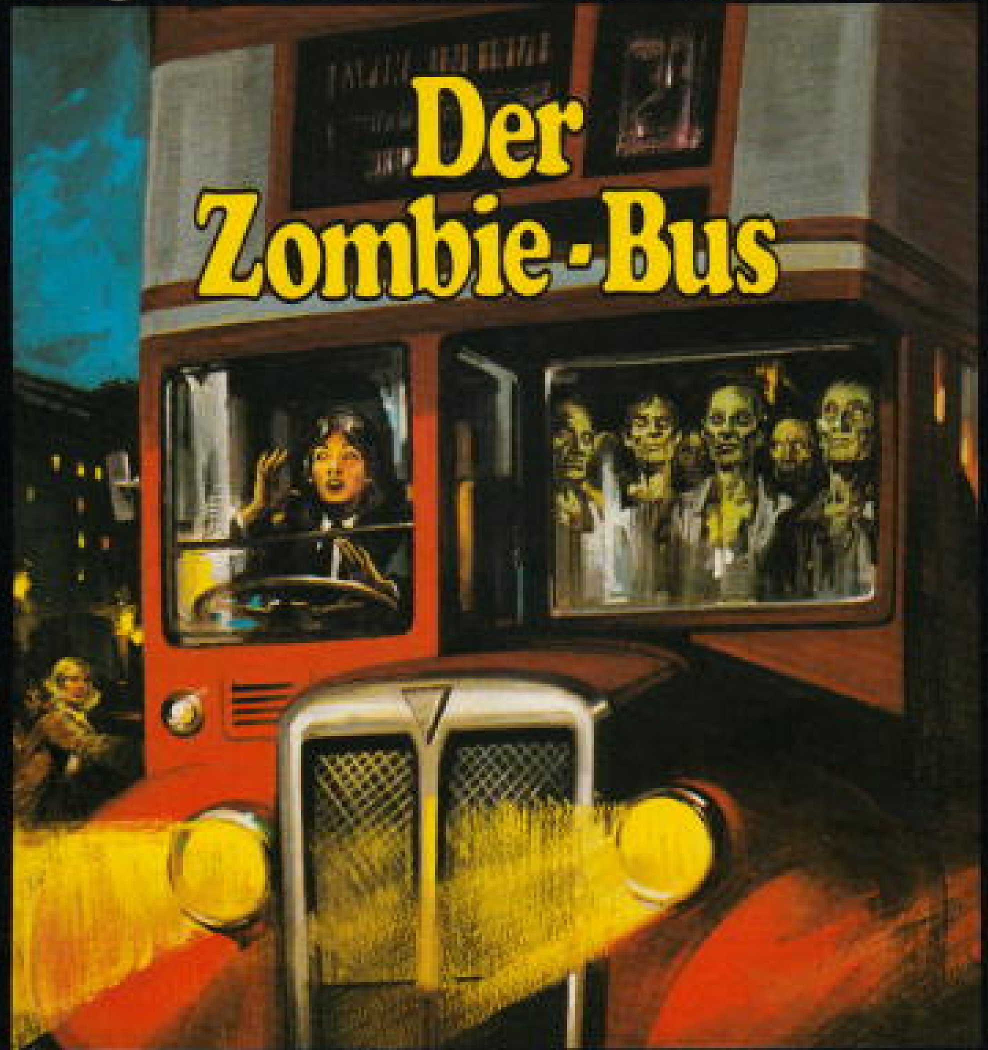
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Zombie-Bus



Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 70



Der Zombie-Bus

John Sinclair Nr. 163

von Jason Dark

erschienen am 18.08.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Zombie-Bus

Sie haben bestimmt schon einmal eine Busreise unternommen.

Und so kennen Sie das Gefühl, sich beruhigt in die Polster zurückzulehnen, während die Schönheiten der Landschaft am Fenster vorbeiziehen. Ein Erlebnis fürwahr.

Das dachte auch Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, als sie den Bus nach Southampton bestieg. Alles lief glatt, bis fünf Vampirzombies das Fahrzeug besetzten. Da wurde der Bus zur Hölle.

Dr. Ricardo Ray sah aus wie ein Playboy, aber nicht wie ein Chemiker. Er war überdurchschnittlich groß, trug das schwarze Haar modisch geschnitten, und die Bräune blieb über das ganze Jahr immer gleich. Sein Lächeln auch.

Er war schon smart, dieser Chemiker. Deshalb wurde er von den Kollegen auch der schöne Ricardo genannt.

Dr. Ray nahm die Bezeichnung huldvoll zur Kenntnis. Huldvoll war auch das Lächeln, mit dem er mich begrüßte.

»Willkommen, Oberinspektor«, sagte er und reichte mir seine Hand.

Ich quetschte sie ein wenig.

»Daß Sie den Weg zu mir gefunden haben, freut mich. Ich hätte nicht damit gerechnet, daß Sie so schnell kommen würden, aber die Sache ließ mir keine Ruhe. Auch nicht am Wochenende.«

»Wenn es wirklich so schlimm ist…«

»Schlimmer, Oberinspektor, schlimmer. Aber das sage und zeige ich Ihnen noch. Kommen Sie erst einmal rein.«

Ricardo Ray hatte es eigentlich gar nicht nötig, zu arbeiten. Sein verstorbener Vater hatte ihm genügend Geld hinterlassen, um ein sorgenfreies Leben führen zu können. Dazu hatte Ray jedoch keine Lust. Er wohnte zwar wie ein kleiner König, aber sein Gehalt war das eines Beamten.

Dr. Ray, der Chemiker, arbeitete bei Scotland Yard. Wir beide waren quasi Kollegen. Und ihm war eine besondere Aufgabe zugefallen. Er sollte Blut untersuchen, das vielleicht einmal einem Vampir gehört hatte.

Wir betraten eine Halle. Die Steinfliesen auf dem Boden waren so gelegt, daß das Muster beruhigend wirkte. Die Glastüren reichten bis zum Boden. In den Fenstern spiegelte sich das Sonnenlicht. Ich konnte einen Blick in den Park erhaschen, wo ich einen großen Teich sah, auf dem Gänse und Enten schwammen.

Nobel, nobel.

»Sie wohnen hier sehr nett«, erklärte ich dem Chemiker.

»Vielleicht ein wenig einsam. Zudem habe ich in Mayfair noch eine kleine Stadtwohnung.«

»Die sicherlich mehr als sieben Zimmer hat«, sagte ich.

Er lachte. »So ungefähr. Aber deshalb habe ich Sie nicht gebeten, zu kommen. Vielleicht wissen Sie, daß ich mir als Hobby ein kleines Privatlabor leiste.«

»Ja, es hat sich herumgesprochen.«

»Und in dieses Labor möchte ich Sie führen, Mr. Sinclair. Wir brauchen auch nicht zu laufen, sondern können einen Lift nehmen.«

Ricardo Ray ging vor und blieb neben einer Nische stehen. Hier hatte er sich den Lift einbauen lassen. Ray war salopp angezogen.

Eine leichte Jacke aus Kamelhaar trug er, ein sportliches Hemd, um

den Hals ein Tuch geschlungen und eine dunkle Hose, dessen Stoff locker fiel und bestimmt viel Geld gekostet hatte.
Wer's hatte…
Die Tür des Lifts schob sich lautlos zur Seite, und wir betraten die kleine Kabine, die sehr gut und teuer ausstaffiert war. Es gab sogar eine kleine Bar.
»Möchten Sie einen Schluck, Oberinspektor?«
»Nein, danke.«
»Aber es ist doch Wochenende. Eigentlich sind Sie ja nicht im Dienst.«
»Vielleicht später.«
Er schaute mich von der Seite her seltsam an und nickte. »Ja, Sir, später.«
Der Lift hielt. Wieder schwang die Tür zurück, und der Chemiker ließ mir den Vortritt.
»Fühlen Sie sich ganz normal«, sagte er, weil ich stehengeblieben war. Ich war auch wirklich überrascht, denn das Labor hätte einem Industrieunternehmen zur Ehre gereicht.
Es gab eigentlich nichts, was es nicht gab. Von den Hilfsmitteln der reinen Chemie ging es über zur physikalischen Chemie, denn ich sah zahlreiche Meßgeräte, die allerdings nicht in Betrieb waren.
Das mußte ein Vermögen gekostet haben!
Ricardo Ray lachte. »Ich weiß, was Sie denken, Kollege Sinclair. Und Sie denken nicht falsch. Es hat in der Tat ein Vermögen gekostet. Mein Vater hat es mir überlassen. Ich habe damit mein Hobby finanziert, was ich als durchaus legitim betrachte.«
»Natürlich.«
»Viele denken wie Sie«, sagte der Chemiker. »Deshalb habe ich auch nie mit Kollegen in diesem Haus eine Party gefeiert. Ich weiche immer in meine Stadtwohnung aus.«
Ich schwieg und ließ mich von ihm quer durch das Labor führen.
Fenster sah ich nicht, wohl eine Klimaanlage und große Abzüge, die giftige Dämpfe filterten.
Ricardo Ray besaß auch ein Büro. Es war ziemlich geräumig. Auf dem Schreibtisch häuften sich die Unterlagen. Es lagen auch dort wissenschaftliche Bücher. Sie waren übereinandergestapelt und bildeten einen Turm.
Ray ließ sich weder am Schreibtisch nieder noch in der kleinen Sitzgruppe. Er steuerte einen Beistelltisch an, auf dem einige Erlenmeyerkolben standen, in denen eine rotviolette Flüssigkeit schwamm. Ray deutete auf die Gefäße. »Deswegen habe ich Sie herkommen lassen, Oberinspektor.«
Ich nickte. »Ist das dieses gewisse Blut?«
»Ja.«

Zum besseren Verständnis muß ich etwas in die Vergangenheit schweifen.

Es war einige Monate her, da hatten wir gegen den Vampir Fariac gekämpft. [1] Er hatte sich ausgezeichnet getarnt und besaß eine Kosmetikfirma, so daß sein Vampirdasein überhaupt nicht auffiel. Lange Zeit konnte er sein Unwesen treiben, bis er an mich geriet. In einem entscheidenden Kampf gelang es mir, ihn zu vernichten.

Ich war dabei sogar in die Vergangenheit gereist. Und begonnen hatte der Fall damals in einem der Fariacschen Labors. Dort hatte ich auch die beiden großen Gefäße mit Blut entdeckt. Wir hatten zwar nicht das gesamte Blut retten können, doch einige Reste davon, und um die kümmerten sich die Chemiker des Yard. Die Untersuchungen zogen sich in die Länge, denn die Experten bekamen die Analyse des Bluts nie richtig in den Griff. Da Dr. Ray ebenfalls beim Yard angestellt war, beschäftigte er sich ebenfalls mit der Untersuchung. Und er führte sie sogar in seinem privaten Laboratorium weiter. Als er mich schließlich anrief, konnte ich davon ausgehen, daß er einen Erfolg zu verzeichnen hatte.

Auf das Ergebnis war ich gespannt. Es mußte sensationell sein, denn sonst hätte mich der Chemiker nicht am Wochenende angerufen. Mal sehen, was er zu bieten hatte.

»Und das ist das Vampirblut?« fragte ich noch einmal.

»Ja, Mr. Sinclair.«

»Was haben Sie festgestellt?«

»Es ist auf jeden Fall kein normales Blut, wenn ich den Analysen trauen darf«, erklärte er mir.

»Sondern?«

»Wir werden es sehen«, erwiderte er geheimnisvoll. »Darf ich mal?«

»Bitte.«

Ich nahm einen Kolben hoch, hielt ihn schräg und schaute mir den Inhalt an.

Das Blut war sehr dick. Wesentlich dicker als das eines normalen Menschen. Es erinnerte mich an Sirup, und ich wunderte mich.

»Eigentlich haben wir doch gar nicht soviel Blut gerettet, wie sich bei Ihnen befindet«, sagte ich.

»Das stimmt, ich habe auch ein wenig experimentiert.«

»Und was ist dabei herausgekommen?«

»Eine ziemlich komplizierte Sache, Mr. Sinclair, die ich Ihnen höchstens wissenschaftlich erklären kann.«

»Versuchen Sie es anders.«

»Das Blut ist auf jeden Fall sehr alt. Soviel kann ich sagen. Und es lebt!«

»Was?«

»Ja, Sir. Das Blut lebt. Es kann sich verlängern, regenerieren, wenn

Sie so wollen, Ich brauche nur einen bestimmten Zusatz beisetzen, dann habe ich den Erfolg.«

»Welchen Zusatz?« Die Sache wurde mir langsam aber sicher unheimlich.

»Ich habe es mit Menschenblut versucht, Sir. Und es klappte. Das andere Blut vermehrte sich. Innerhalb weniger Tage hatte ich die doppelte Menge beisammen.«

Das war in der Tat ein Schock. Den mußte ich erst einmal verdauen. »Menschenblut?« Ich flüsterte das Wort. »Das kann ich einfach nicht glauben.«

»Dem ist aber so.«

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. »Wissen Sie eigentlich, was das für ein Blut war, das man Ihnen ursprünglich zur Analyse gegeben hat?«

»Nein.«

Ich wußte nicht, ob er log, aber es kam mir so vor. »Das war das Blut eines Vampirs. Gordon Fariac ist sein Name.«

Er schaute mich an. »Fast hätte ich es mir denken können, Mr. Sinclair.«

»Wieso?« fragte ich. »Glauben Sie an Vampire?«

»Im Prinzip nicht.«

»Aber?«

»Man hat etwas munkeln hören. Die Kollegen sprachen davon, daß dieses Blut keinen normalen Ursprung besitzt, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Allerdings.«

»Und nun dachte ich mir, daß ich Ihnen Bescheid gebe, bevor ich alles an die große Glocke hänge.« Er schaute mich an und lächelte dabei entwaffnend.

Ich nickte. »Im Prinzip war das richtig. Nur werde ich eben meinen Vorgesetzten informieren müssen, daß Sie ein Ergebnis gefunden haben, Doktor.«

»Das hatte ich mir gedacht, und ich habe mich deshalb entschlossen, Sie herzubitten.«

»Ich verstehe nicht ganz…«

»Lassen Sie mich ausreden, Sir. Mit der Analyse des Blutes waren meine Untersuchungen ja nicht beendet. Ich wollte sehen, wie es wirkt. Ja, ich mußte die Wirkungsweise in der Praxis kennenlernen.«

»Und?«

»Ich habe Versuche angestellt, Mr. Sinclair.«

»Was sehr riskant war, wie ich annehme?«

»Für Sie vielleicht, aber ich wollte es wissen.«

»Was genau haben Sie getan, Doktor?«

»Ich habe meiner Familie und meinen Verwandten ein wenig von

dem Blut zu trinken gegeben.«

Dieses Geständnis war ein Schock.

War dieser Kerl denn von allen guten Geistern verlassen?

Er lachte. »Das paßt Ihnen nicht, Oberinspektor, wie ich unschwer Ihrem Gesicht ablesen kann. Aber es ist nun mal nicht wegzuleugnen. Meine Verwandten haben von dem Blut getrunken.«

»Was ist passiert?«

»Sie können den Erfolg sehen.«

Mir kroch eine Gänsehaut den Rücken hinunter. Dieses gefährliche Blut hatte die Menschen sicherlich verändert. Ich rechnete damit, daß sie zu Vampiren geworden waren.

»Bitte kommen Sie mit«, forderte mich der Chemiker auf.

»Wohin?«

»Sie wollten doch meine Verwandten sehen.«

»Natürlich.« Ich behielt den Kerl genau im Auge und glaubte auch, daß er sich verändert hatte. In seine Augen war ein gieriges Funkeln getreten, die Pupillen glitzerten, dieser Mann konnte sich nur mit Mühe beherrschen, er stand dicht vor einer Verwandlung.

Langsam erhob ich mich aus dem Sessel. Meine innere Uhr war auf Alarm geschaltet, als Ricardo Ray vor mir herging und das unterirdische Büro verließ.

Wir durchquerten das Labor und gelangten in den eigentlichen Keller. Er war bestimmt so alt wie das Haus, denn mir kam es vor, als würde ich eine andere Welt betreten.

Düstere Gänge, Winkel und Nischen. Der Staub lag wie eine Schicht auf den dicken Wänden, Spinnweben zitterten unter der Decke und streiften auch mein Gesicht. Die Decke war nicht sehr hoch, so daß ich mich ebenso bücken mußte wie der Chemiker. Er hatte das Licht eingeschaltet. Die Beleuchtung war mehr als schlecht. Zahlreiche Stellen im Keller blieben in geheimnisvolles Dunkel getaucht. Es war ein Ort, wo man sich fürchten konnte.

Wir schritten den Hauptgang entlang. Ich war auf jede Überraschung gefaßt und tastete auch nach der Beretta, die ich trotz des Wochenendes bei mir trug.

Vor einer Tür blieb der Chemiker stehen.

»Und dort leben jetzt Ihre Verwandten, nachdem Sie ihnen den Trank gegeben haben?« fragte ich.

Er lächelte nur und sagte flüsternd: »Lassen Sie sich überraschen, Oberinspektor.«

»Bestimmt.«

Ricardo Ray holte einen Schlüssel aus der Tasche und führte ihn in das verrostete Schloß. Zweimal drehte er den Schlüssel herum, dann war die Tür offen.

»Bitte sehr, Oberinspektor.«

»Nein, nach Ihnen.«
»Wie Sie wünschen.« Er schaute mich noch einmal an und legte seine Hand auf die Klinke. Mit einem Ruck zog er die Tür auf.
Zuerst sah ich nichts. Es war viel zu dunkel in dem Raum. Nur schemenhaft sah ich, daß sich dort jemand aufhielt. Wer oder was das war, erkannte ich nicht genau.
»Können Sie kein Licht machen?«
»Es wäre schlecht.« Er beugte seinen Kopf vor und rief: »Ihr könnt kommen. Ich habe Besuch.«
Ich hörte die Geräusche. Schlürfen, keuchen, schaben. Etwas kam tatsächlich.
Unwillkürlich trat ich zurück. Mein rechter Arm fuhr in die Höhe.
Ich wollte so rasch wie möglich an die Beretta kommen.
Dann sah ich sie.
Vier Gestalten.
Und viermal die Ausgeburten der Hölle!

***

Es waren keine Menschen mehr, sondern Monster. Das erkannte ich, als sie sich soweit der Tür genähert hatten, daß der Lichtschein sie traf. Sie hatten zwar menschenähnliche Form, das war auch alles. Ihre Haut schillerte grünlich, nicht so wie bei Myxin, sondern wesentlich stärker. Die Augen waren tief in die Höhlen gedrückt worden. Sie besaßen einen irgendwie stumpfen Glanz, wenn man das überhaupt so bezeichnen konnte. Sie bewegten sich wie Roboter, steif und ungelenk, und sie kamen auf mich zu.
Ich wich zurück.
Meine Hand verschwand unter der Jacke, ich wollte die Beretta ziehen, doch ich hatte zu spät reagiert. Ricardo Ray hatte vorgedacht. Da ich durch den Anblick der vier Ungeheuer abgelenkt worden war, hatte er die Zeit gefunden, seine Waffe zu ziehen.
Ich nahm die Bewegung zwar noch wahr, konnte aber nicht verhindern, daß die Mündung auf mich wies.
»Tun Sie jetzt nichts Unüberlegtes«, warnte mich der Kerl und lachte leise.
»Nein«, sagte ich rauh.
Tief atmete ich ein. Das war wirklich ein Hammer, mit dem ich nie gerechnet hatte. Plötzlich spürte ich den Schweiß auf der Stirn, denn die vier kamen direkt auf mich zu.
Und sie zeigten jetzt ihr wahres Gesicht, in dem sie die Mäuler öffneten.
Bei jedem von ihnen sah ich zwei lange, spitze Zähne. Verdammt, das waren nicht nur Zombies, sondern gleichzeitig noch Vampire. Eine brandgefährliche Mischung, die dieser verrückte und wahnsinnige

Chemiker da geschaffen hatte.

Sie waren die Erben des Fariacschen Blutes!

Ich wandte den Kopf und sah, daß auch Ricardo Ray seine Lippen zurückgezogen hatte. Deutlich schimmerten die zwei spitzen Vampirzähne in seinem Gebiß.

Mir wurde ein wenig mulmig zumute. Jetzt hatte ich fünf gefährliche Gegner, die gegen mich standen. Einer davon verließ sich auf eine Walther Pistole, deren Mündung nach wie vor drohend auf mich wies.

Da war nichts zu machen.

»Stop«, sagte Ray.

Die vier Zombie-Vampire blieben tatsächlich stehen. Ein Monster war eine Frau. Sie hatte schwarzes, jetzt allerdings verfilztes Haar, das ihre Schultern berührte. Sie stand ganz außen, hatte ihren Mund geöffnet und wartete wie die anderen darauf, an mein Blut zu gelangen.

»Ist Ihnen nun klar, weshalb ich Sie habe herkommen lassen?« fragte der Chemiker.

Ich nickte. »Ja, Sie brauchen nichts mehr zu sagen. Ich habe verstanden.«

»Deshalb wollte ich auch nicht, daß Sie Ihren Chef anrufen. Powell braucht nichts zu wissen. Das hier geht allein uns beide und natürlich meine Freunde an. Ich bin, und das gebe ich ehrlich zu, der Faszination des Blutes erlegen, aber dies soll niemand erfahren. Ich weiß auch, wie gefährlich Sie sind, John Sinclair, und habe deshalb Vorsorge getroffen. Sie sind hergekommen, so ist es mir gelungen, den einzigen Zeugen auszuschalten.«

»Noch lebe ich.«

»Aber nicht mehr lange. Gegen fünf Gegner kommen auch Sie nicht an, Oberinspektor. Es hat sich inzwischen herumgesprochen, daß Ihre Waffe mit Silberkugeln geladen ist. Deshalb werden Sie die Pistole jetzt vorsichtig aus der Halfter ziehen und wegwerfen. Klar?«

»Ja.«

»Dann los.«

Ich ließ meine Hand unter die linke Achsel rutschen. Dort steckte die Beretta. Als ich den kühlen Griff spürte, durchzuckte mich der Gedanke, die Waffe schnell hervorzureißen und einfach zu schießen. Doch Ray hatte den Finger am Abzug, er würde immer schneller reagieren. Zudem schien er nur darauf zu warten, daß ich eine falsche Bewegung machte.

Deshalb lupfte ich die Beretta mit zwei Fingern vorsichtig aus der Halfter und hielt sie fest wie einen Gegenstand, vor dem man sich ekeln konnte.

Fünf Augenpaare beobachteten jede meiner Bewegungen. Fünf Ungeheuer standen auf dem Sprung.

»Werfen Sie die Waffe weg!«

Der Befehl klang knallhart. Ich hatte keine andere Wahl und mußte gehorchen.

Die Beretta schepperte zu Boden. Sie blieb dicht in meiner Nähe liegen, was Ray auch nicht paßte. Ich bekam den Befehl, sie wegzuschieben.

Die Pistole landete in irgendeinem dunklen Winkel des Flurs.

Ricardo Ray war zufrieden. Ein teuflisches Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht, und die beiden Vorderzähne glänzten dabei.

So wollte er es haben.

Der Chemiker warf einen raschen Blick auf seine vier Kreaturen.

Sie standen sprungbereit, lauerten nur auf den Befehl, mich angreifen zu können.

Doch Ray ließ sich Zeit. Er sagte: »Ich kenne Sie, John Sinclair, und auch Ihre Fähigkeiten. Sie sind zwar ohne Ihre Beretta, aber Sie tragen noch das Kreuz und sind dadurch brandgefährlich. Deshalb werde ich einen Teufel tun und meinen Freunden schon jetzt den Befehl zum Angriff geben. Sie sollen wehrlos sein, wenn man sich mit Ihnen beschäftigt.«

»Was haben Sie vor?« Ich erkannte meine eigene Stimme kaum noch wieder.

»Ganz einfach, Geisterjäger. Ich werde Sie erschießen. Denn als Toter sind Sie ebenso wertvoll wie als Lebender.« Er lachte böse und freute sich wohl über mein entsetztes Gesicht.

Dieser Mann war wirklich ein Teufel. Er mußte vollends unter dem Bann des Blutes stehen, denn sonst hätte er nicht so reagiert. Was sollte ich tun?

Vor mir stand Ray. Drei Schritte etwa betrug die Entfernung.

Zuviel, um einen verzweifelten Sprung zu wagen, die Kugel hätte mich immer erwischt.

Und die Vampirzombies?

Sie befanden sich dichter an mir. Vor allen Dingen das weibliche Wesen. Bei ihr brauchte ich eigentlich nur den Arm langzumachen, um sie zu erreichen.

Sie starrte mich unentwegt an. Obwohl ihr Blick leer war, hatte ich das Gefühl, als würde sie mich laufend taxieren. Wahrscheinlich schon in stiller Vorfreude auf das kommende Festmahl.

Ich wurde plötzlich kalt. Ein gewisses Gefühl der Ruhe überkam mich, denn in den nächsten Sekunden durfte ich keinen Fehler begehen.

Und ich handelte.

Mein Sprung zur Seite war beinahe eine artistische Leistung. Ich überraschte nicht nur die grünhäutigen Wesen damit, sondern auch ihren Anführer, Ricardo Ray.

Als der Schuß aufpeitschte, prallte ich schon gegen den weiblichen

Zombie und riß ihn um.
Das Wesen streckte beide Arme aus, schrie, und mit den Fingern krallte es sich an den am nächsten stehenden Artgenossen fest. Beide fielen zu Boden.
Zusammen mit mir.
Wieder schoß der Vampir.
Diesmal jaulte die Kugel nur knapp über meinen Scheitel hinweg und hämmerte gegen die Wand, wo sie deformiert wurde.
Sofort wurde ich wieder aktiv, hieb meine Hände in die Haare des weiblichen Vampirzombies und riß ihn über mich.
Eine gute Deckung, wie ich bald schon feststellen konnte, denn die dritte Kugel traf mich nicht, sondern die Untote auf mir. Ich hörte den Einschlag in der Körpermitte. Doch das Geschoß tat dem Wesen nichts, es war nicht geweiht und bestand auch nicht aus Silber.
Ricardo Ray schien in eine leichte Panik zu geraten. »Aus dem Weg!« brüllte er und ging selbst zur Seite, um sich freies Schußfeld zu beschaffen.
Die Kreaturen reagierten jedoch nicht so, wie er es gern gehabt hätte. Sie waren ziemlich durcheinander und liefen ›kopflos‹ herum.
Ich nutzte die Gelegenheit und schleuderte das auf mir liegende untote Wesen von mir.
Genau auf Ray zu.
Der konnte nicht mehr ausweichen. Der weibliche Vampirzombie prallte mit dem Rücken gegen ihn. Ich konnte der Untoten ins Gesicht sehen. Es war eine Grimasse. Sie hatte den Mund geöffnet, die Zähne stachen spitz hervor. Unter dem Hals befand sich eine Wunde, aus der kein Tropfen Blut floß. Dort war sie von der Kugel ihres Meisters getroffen worden.
Aus dem Liegen federte ich hoch.
Ein Untoter griff nach mir. Ich spürte seine Hand auf der rechten Schulter, drehte mich und schüttelte die Finger ab. Mit dem Ellbogen stieß ich ihn zurück, hatte freie Bahn und nutzte sie, weil Ray immer noch mit der Untoten beschäftigt war, die sich wie eine Ertrinkende an ihm festklammerte.
Ich nahm mir nicht die Zeit, erst noch die Beretta zu suchen, sondern jagte den Gang hinein. Weiter vorn schützte mich die Dunkelheit. Wenn ich mich zudem dicht an der Wand hielt, würde ich ein noch schlechteres Ziel abgeben.
Wieder schoß Ray.
Seine dritte Kugel zwitscherte ebenfalls vorbei.
Geduckt und in langen Sätzen sprintete ich weiter und erreichte die Tür, die zum Labor führte. Leider besaß sie von innen keinen Schlüssel. Wuchtig hämmerte ich sie zu und lief an den langen Labortischen vorbei auf den Fahrstuhl zu.

Doch die Verfolger waren verdammt schnell.

»Da ist er!« brüllte Ricardo Ray. Ich duckte mich. Er schoß.

Dicht über den Tisch flog die Kugel, sie zertrümmerte eine Flasche mit Salzsäure. Das Zeug floß aus und breitete sich als Lache auf den Fliesen aus.

Sofort begann die Säure zu qualmen, und der ätzende Geruch traf meine Nase.

Ich bewegte mich zur Seite und schielte über einen Labortisch hinweg in Richtung Tür.

Die Zombies drängten nach. Sie hatten den Befehl ihres Anführers gehört und wollten ihm sofort Folge leisten. Ihr Opfer sollte und durfte nicht entwischen.

Ich mußte mir Platz und Zeit verschaffen, denn ich brauchte die Sekunden, um die Fahrstuhltür zu öffnen. In meiner Nähe standen noch mehrere Säureflaschen.

Die kamen mir wie gerufen.

Ich schnappte mir die erste Flasche, löste den Stöpsel und schleuderte sie dann auf die Zombies zu. Im hohen Bogen flog die Flasche durch die Luft, wobei aus der Öffnung die Säure wie eine Fontäne strömte. Als die Flasche dem ersten Zombie gegen die Brust schlug, befand sich schon die zweite unterwegs.

Sofort warf ich die dritte hinterher. In ihr befand sich Lauge. Sie zersplitterte ebenfalls. Säure und Lauge trafen zusammen und bildeten sofort einen Nebel, der den Vampirzombies die Sicht auf mich versperrte.

Ricardo Ray schoß wieder. Dicht unter der Decke erfolgte der Einschlag, er störte mich nicht.

Ich hatte mich klein gemacht und robbte zum Fahrstuhl. Noch auf dem Boden hockend hob ich die Hand, umfaßte den Griff und zog die Tür der Kabine auf.

Dann huschte ich hinein.

Die Tür schwang zu, nachdem ich noch einmal heftig gezogen hatte. Rasch drückte ich auf den drittuntersten Knopf.

Erdgeschoß.

Der Lift ruckte an, schoß mich in die Höhe, und ich atmete auf, als ich ihn verlassen konnte.

Ich betrat die leere Halle. Dort blieb ich stehen und atmete erst einmal tief durch. Mit dieser höllischen Überraschung im Hause des Chemikers hätte ich wirklich nicht gerechnet. Dieser Mann war besessen. Er hatte sich vom Keim des Fariacschen Blutes infizieren lassen und war selbst zu einem Vampir geworden.

Fünf Zombievampire.

Eigentlich zu viele Gegner, wenn ich daran dachte, daß ich allein war und nur das Kreuz besaß. Aber ich hatte noch die Ersatzberetta. Sie

lag im Handschuhfach. Der Bentley stand auf dem kiesbestreuten Parkplatz vor dem Haus.

Ich lief zur Tür, riß sie auf und rannte die Treppe hinunter, wobei ich drei Stufen auf einmal nahm.

Hastig schloß ich die Wagentür auf, öffnete die Klappe des Handschuhfachs, nahm die Beretta an mich und zuckte zusammen, weil ich einen Motor gehört hatte.

Blitzschnell tauchte ich aus dem Fahrzeug.

Es war ein brauner Bentley, der die große Garage neben dem Haus verließ. Mit durchdrehenden Reifen bog er in den Hauptweg ein, der hinunter zum Tor führte. Ich konnte soeben noch erkennen, daß Dr. Ray hinter dem Lenkrad hockte. Seine Zombies hatten sich im Wagen verteilt.

Sofort änderte ich meinen ursprünglichen Plan. Dieser Wagen durfte mir nicht entkommen, denn wenn er es schaffte, bedeutete das für normale Menschen eine ungeheure Gefahr.

Ich startete.

Leider hatte der andere Bentley schon einen zu großen Vorsprung bekommen, doch den würde ich egalisieren, denn im Autofahren war ich kein heuriger Hase mehr.

Das Haus war wirklich von einem großen Park umgeben. Es gab nicht nur einen, sondern gleich drei Teiche. Die Uferränder waren mit Trauerweiden bewachsen, dazwischen breiteten sich große, gepflegte Rasenflächen aus. Da wuchsen auch die alten Bäume, die schon seit Jahrzehnten dort standen.

Zu schnell konnte man den Kiesweg nicht fahren, denn der Wagen kam sonst ins Rutschen. Vor allen Dingen in den Kurven wurde es gefährlich, zudem mußte ich erkennen, daß mir Ricardo Ray in punkto Fahrstil und Können zumindest gleichwertig war.

Ich holte nämlich nicht auf…

Und dann wurde Ray tollkühn.

Der Vampir verließ den Weg und raste quer über eine Rasenfläche, um abzukürzen. Die Reifen warfen dicke Soden hoch und wühlten auch den Boden auf.

Was dem einen recht war, das konnte mir billig sein. Auch mich hielt nichts mehr auf dem Weg. Ich drehte das Volant nach links und rollte ebenfalls über den Rasen, der noch feucht vom Regen war und eine seifige Unterlage bildete.

Durch die hohe Geschwindigkeit geriet der Silbergraue ins Schwimmen. Ein paarmal mußte ich scharf gegenlenken, dann hatte ich ihn wieder in der Spur.

Die Bremsleuchten des Fluchtwagens glühten auf. Zweimal tippte der Fahrer kurz die Bremse an. Das Heck brach aus, und mit einem gekonnten Powerslide gelangte der braune Bentley wieder auf den

normalen Weg, wo Ricardo Ray sofort wieder Gas gab, um möglichst schnell die Ausfahrt zu erreichen.

Auch ich fuhr nicht mehr über den Rasen, weil mir einige Bäume den weiteren Weg versperrten. Zurück auf die normale Strecke, die auch hier einen Kiesbelag zeigte.

Gas.

Ich setzte jetzt alles auf eine Karte, damit ich den braunen Bentley noch vor der Ausfahrt bekam.

Und ich holte sogar auf.

Er befand sich praktisch nur noch eine Kurve vor mir. Mit scharfem Blick erkannte ich die Gesichter der Vampirzombies. Die Wesen hatten sich auf dem Rücksitz umgedreht und schauten durch die Hinterscheibe.

Wäre Suko oder Bill jetzt bei mir gewesen, dann hätte einer von ihnen schießen können. So aber mußte ich meine Feinde weiterhin allein und auf ganz normale Art und Weise verfolgen.

Der Bentley vor mir war langsamer geworden.

Warum?

Den Grund sollte ich in den nächsten Sekunden auf eine verdammt drastische Art und Weise erfahren.

Ein Seitenfenster glitt nach unten, und ein grüner Arm erschien.

Ich sah eine zusammengeballte Hand, die sich auf einmal öffnete und etwas Glitzerndes verlor.

Das Zeug regnete zu Boden.

Ein heißer Schreck durchfuhr mich.

Nägel, verdammt, das waren Nägel. Diese Reifenkiller, die wie ein Dreieck aufgebaut waren und überall liegenblieben, denn wegen ihrer Form konnten sie nicht kippen.

Ich bremste.

Es war eine Vollbremsung, wobei ich krampfhaft das Lenkrad festhielt, doch der Wagen blieb nicht in der Spur wie auf einer normalen Straße. Er machte sich auf dem regennassen Kies selbständig und rutschte vollends auf die Nägel zu.

Vor mir nahm der Wagen wieder Fahrt auf und brachte den Rest der Strecke hinter sich. Bei meinem Bentley bohrten sich die Nägel in die Vorderreifen und zerstörten sie.

Aus. Damit konnte ich nicht weiterfahren. Dabei hatte ich noch Glück, daß die lange Frontschnauze keinen Baum küßte, sondern auf dem Weg blieb.

Endlich stand er.

Ich schlug voller Wut auf den Lenkradring. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Jetzt waren die verdammten Zombievampire doch noch entkommen.

Ich stieg aus und schaute mir die vorderen Reifen an. Beide waren

platt.

Der Fluch, der mir daraufhin über die Lippen rutschte, war zwar nicht druckreif, er kam aber vom Herzen.

***

Gaby Mansfield war in Deutschland geboren, dort auch aufgewachsen und hatte vor zehn Jahren einen englischen Soldaten kennen- und lieben gelernt.

Als der Soldat versetzt wurde, war sie mit ihm nach England gegangen, hatte sich noch einmal mit der Sprache beschäftigt und einen eigentlich untypischen weiblichen Beruf erlernt.

Sie war Busfahrerin geworden.

Zwei Jahre dauerte ihre Ausbildung. Männliche Kollegen hatten Gaby so manchen Stein in den Weg gelegt, doch sie hatte sich über alle Hindernisse hinweggesetzt und die Prüfung sogar mit Auszeichnung bestanden. Seit diesem Tag wurde sie akzeptiert.

Zuerst fuhr sie in London. Und das war eine verdammt harte Schule gewesen, denn es war nicht einfach, die großen Doppeldecker-Busse durch die oft engen Straßen zu steuern. Nicht einen Unfall hatte Gaby in zwei Jahren gebaut, und das war eine gute Leistung. Man war an höherer Stelle aufmerksam geworden und hatte Gaby Mansfield einen anderen Job angetragen.

Wenn sie wollte, konnte sie weitere Strecken übernehmen. Im Klartext hieß das: Überlandfahrten.

Gaby hatte sich mit ihrem Mann zusammengesetzt. Da ihre Ehe kinderlos geblieben war, hatte der Berufssoldat nichts dagegen, daß seine 30-jährige Frau in den Job einstieg.

Seitdem fuhr sie die Strecke London-Southampton. Auch wieder unfallfrei, wie sie mit Stolz bemerkte.

Nur an diesem Samstag paßte es Rodney, ihrem Mann, überhaupt nicht, daß sie Dienst hatte.

Sie saßen beim Frühstück. Rod Mansfield rührte mißmutig im Tee herum und schaute zu, wie sich die Milch verteilte. Er hatte über seinen Schlafanzug einen Morgenmantel geworfen und die Stirn in ärgerliche Falten gelegt.

Natürlich bemerkte Gaby das. Sie streckte den Arm aus und streichelte die Wange ihres Gatten. »Sei doch nicht sauer, ich bin ja am Abend wieder hier.«

»Sagen wir mal besser in der Nacht.«

»Dafür habe ich morgen frei.«

»Und ich Dienst.«

»Aber erst am Abend. Es bleibt uns noch der Tag.«

Rod Mansfield hob die Schultern. »Deine optimistische und positive Einstellung möchte ich haben. Kann man die eigentlich erlernen?«

Gaby lachte und biß in den Honigtoast. »Nein, die ist angeboren.«
»Kann ich mir denken.« Rod schaute seine Frau an. Die Uniform stand ihr ausgezeichnet, und die weiße Bluse darunter bildete einen Kontrast zu dem rabenschwarzen Lockenhaar, das den Kopf der Frau wie eine wahre Flut umwallte. Gabys Gesichtszüge waren vielleicht ein wenig zu herb, manche sagten auch männlich, doch das störte Rod nicht. Er liebte seine Frau, und vor allen Dingen hatten es ihm die dunklen Augen und die gutgewachsene Figur angetan. Gaby konnte sich sehen lassen.
»Woran denkst du?« fragte sie plötzlich, als sie den Blick ihres Mannes bemerkte.
»An dich.«
»Wie schön. Und?«
»Und daran, daß du wahrscheinlich wieder einige Angebote während der Fahrt bekommen wirst.«
Gaby winkte ab. »Das hält sich in Grenzen.«
»Davon bin ich nicht überzeugt. Die Männer wären ja dumm, wenn sie es nicht versuchten. Habe ich auch.«
»Bei dir war das was anderes.«
»Man kann nie wissen.«
»Du immer mit deiner blöden Eifersucht. Ich habe dich geheiratet und keinen anderen.«
»Schon gut, soll ich dich wegbringen?«
»Das wäre nett.«
Rod schob den Stuhl zurück. »All right, ich ziehe mich dann nur noch um.«
Er ging und ließ eine nachdenkliche Frau zurück. Gaby hatte bereits mit dem Gedanken gespielt, ihren Job aufzugeben, aber sie brauchten das Geld. Und wenn sie die Strecke nach Southampton fuhr, dann hatte sie wenigstens nur Tagdienst. In London war sie oft auch nachts gefahren. Aber lange würde sie das nicht mehr machen. Ihr Mann litt zu sehr darunter.
Rodney kam zurück. »Ich bin fertig«, sagte er. »Und vergiß deinen Proviant nicht.«
»Nein, nein.« Gaby packte die Tasche. Der Inhalt bestand aus vier Äpfeln und drei Sandwiches. Es waren auch Traubenzuckertabletten dabei und eine Flasche mit Tee. Mehr brauchte die Fahrerin nicht.
Rodney Mansfield saß schon in dem grünen Ford, der auf der Straße parkte, als seine Frau das Haus verließ. Eine Nachbarin grüßte und fragte: »Geht's wieder auf Fahrt?«
»Ja.«
»Und das am Samstag.«
»Was will man machen?«
»Ja, ja, das liebe Geld.«

Rodney konnte die Frau nicht riechen und winkte aus dem Wagen. Als Gaby einstieg, fragte er: »Was wollte die alte Kuh denn jetzt schon wieder?«

»Das übliche.«

»Wenn die stirbt, muß man ihr Maul noch zusätzlich totschlagen«, grinste Mansfield und scherte aus der Parklücke.

»Sei nicht so gemein, die Frau steht allein auf der Welt.«

»Ihr Pech.«

Gaby schwieg, denn es hatte keinen Sinn, mit ihrem Mann darüber zu diskutieren.

Abreisepunkt war Waterloo Station. Dort standen auf einem Platz die großen Überlandbusse. Rote Wagen, die von den Londoner Verkehrsbetrieben unterhalten wurden. Gegenüber den modernen Reisebussen hatten sie einen Nachteil.

Sie waren nicht so bequem. Auf der langen Strecke, die etwas über 100 Meilen betrug, mußte sich die Fahrerin so manches Schimpfen anhören, was auch berechtigt war. Doch die Stadt hatte kein Geld, die Busse zu modernisieren oder neue zu kaufen, so fuhr man dann halt mit den alten weiter.

Die beiden mußten quer durch die City und auch über die Themse hinweg. Der Verkehr hielt sich zum Glück noch in Grenzen, auf der Rückfahrt würde Rodney jedoch in einen Stau kommen, das stand für ihn jetzt schon fest.

Manchmal murmelte er vor sich hin, wenn ihn andere Autofahrer ärgerten, ansonsten blieb er stumm. Auch Gaby sagte nichts.

Sie konzentrierte sich bereits auf die vor ihr liegenden Stunden.

Sie würden hart genug werden. Die Fahrerei war kein Vergnügen, sie artete zumeist in Dauerstreß aus.

Als das graue Gebäude des großen Bahnhofs vor ihnen auftauchte, setzte sich die Frau seufzend auf und strich mit allen zehn Fingern durch die Haare.

»Jetzt geht es rund«, sagte sie.

Rod nickte. Er lenkte den Ford auf den Parkplatz für die großen Busse, wo seine Frau ausstieg.

Rod verließ ebenfalls den Wagen.

Zahlreiche Busse standen in den Parktaschen. Es herrschte ein ständiges Ankommen und Wegfahren. Aus allen Teilen des Landes kamen die schweren Wagen und hatten hier ihre Endstation.

Auch die innerstädtischen Busse liefen Waterloo an.

Gabys Bus leuchtete knalligrot. An den Seiten zierten Reklameposter das Metall.

Noch eine Viertelstunde, dann würde es losgehen. Zwei Reisende stiegen ein. Ein älteres Ehepaar. Der Mann und auch die Frau schauten überrascht, als sie die Frau in der blauen Uniform bemerkten. Sie

steckten die Köpfe zusammen und tuschelten.

Rodney Mansfield verabschiedete sich von seiner Gattin mit einem langen Kuß.

»Und gib auf dich acht, Liebling«, sagte er.

»Klar, was soll denn schieflaufen?«

»Ich meine nur.«

»Sei du auch brav.«

Rod grinste. »Ja, ich gehe zu meiner Freundin, der Nachbarin, und setze mich auf ihren Schoß.«

»Untersteh dich.«

Rod lachte, gab seiner besseren Hälfte noch einen Kuß und verschwand winkend. Er mußte seinen Wagen wegstellen, der Platz wurde von den Bussen benötigt.

Hupend fuhr Rod an, seine Frau grüßte noch und wurde dann von dem älteren Mann angesprochen.

»Sagen Sie mal, Lady, fahren Sie vielleicht den schweren Bus?«

»Ja.«

Der Mann schluckte. Er hatte einen faltigen Hals, sein Adamsapfel hüpfte auf und nieder. »Ganz allein?«

»Natürlich.«

»Und das geht so?«

»Sicher.«

»Na dann.« Er ging wieder zu seiner Frau zurück und tuschelte mit ihr.

Gaby aber schloß die Fahrertür auf. Als sie einen Blick auf das Ehepaar warf, hatten die beiden kehrtgemacht. »Wir fahren doch lieber mit dem Zug!« rief der Mann und eilte hinter seiner besseren Hälfte her, wobei er zwei Koffer schleppte.

Gaby machte sich nichts daraus. Sie kannte ähnliche Szenen.

»Verrückte Typen«, sagte sie und lachte.

Dabei konnte sie nicht ahnen, daß dieser Entschluß die beiden alten Menschen vor einem gräßlichen Tod bewahrt hatte…

***

An diesem verdammten Samstag lief aber auch alles schief. Erst einmal waren mir die Zombies entwischt, und als ich versuchte, meinen Partner Suko über das Autotelefon zu erreichen, bekam ich keine Verbindung. Bis mir einfiel, daß Suko und Shao nicht zuhause waren. Sie wollten sich irgendeinen Kung-Fu-Kampf anschauen.

Danach telefonierte ich abermals. Diesmal mit meiner Dienststelle. Ich ließ mir sofort den Fahndungsleiter geben und erklärte ihm, was geschehen war.

Ich sagte ihm bewußt nicht, daß fünf Untote in dem braunen Bentley hockten, aber eine Großfahndung sollte trotzdem anlaufen. Nur

sollten sich die Beamten keinesfalls auf einen langen Kampf einlassen, sondern nur Bescheid geben, wenn der Wagen gesehen wurde.

Der Kollege hatte alles verstanden und versprach, das Richtige in die Wege zu leiten.

Nun konnte ich wählen. Sollte ich Polizisten herbestellen, damit die mir halfen, die Reifen zu wechseln, oder… Ich unterbrach meinen Gedankengang. Den Anruf konnte ich vergessen, denn ich hatte nur ein Ersatzrad im Kofferraum. Es waren aber beide Vorräder platt. Ich kam mir vor wie auf einer Insel. Dabei befand ich mich nur zehn Meilen vom südlichen Londoner Stadtrand entfernt.

Da hatte ich die Idee.

Wer wohnte denn im Londoner Süden und gar nicht mal so weit von hier weg?

Bill Conolly, der alte Eisenfresser. Er hatte sich sogar einen nagelneuen Porsche zugelegt, nachdem er den alten zu Schrott gefahren hatte, wobei ich noch Zeuge gewesen war. [2] Bill war zuhause.

Allerdings meldete sich Sheila, seine Frau. »Du, John, das finde ich aber toll, daß du an einem Samstag anrufst. Willst du mit uns Kaffee trinken?«

»Nein, Sheila, vielen Dank. Ich möchte nur, daß Bill zu mir kommt und mir hilft.«

»Wieder ein Fall?«

»Nur eine Reifenpanne«, log ich ein wenig.

Sie lachte. »Das gibt es doch nicht.«

»Leider doch. Dann gib mir mal deinen Bettkumpel.«

Bill hatte mitgehört, denn er lachte, als er den Hörer nahm. »Du hast eine Panne?«

»Ja.«

»Ich dachte immer, dein Bentley wäre so 100-prozentig in Schuß. Inspektion und so.«

»Ich bin nicht freiwillig in die verdammten Nägel gefahren.«

Bill wurde ruhig. »Ärger, also.«

»Richtig.«

»Und wo steckst du jetzt? Wenn ich dir beim Radwechsel helfen soll, brauche ich…«

»Es wird keinen Radwechsel geben, mein lieber Bill, da zwei Vorderräder im Eimer sind. Du kannst mich abholen.« Ich erklärte ihm, wo ich zu finden war.

»Das geht schnell. Ich fliege, John.«

Ich kletterte aus dem Wagen, haute die Tür zu und dachte daran, daß ich wieder zurückgehen mußte, weil meine Beretta noch im Haus lag. Ich hätte später auch mit Bill fahren können, doch ich wollte die Wartezeit unbedingt nutzen.

Zum Glück bin ich gut zu Fuß. Es machte mir nichts aus, den Weg auf Schusters Rappen zu gehen. Ich blieb nicht auf der Fahrspur, sondern stiefelte quer durchs Gelände. Dabei schreckte ich einige Gänse und Enten auf. Vor allen Dingen waren es die Gänse, die mich böse anstierten und schnatterten.

Ein friedlicher Park. Niemals hätte ich vermutet, daß hinter dieser idyllischen Fassade das Grauen lauerte. Es war allerdings nicht das erstemal, daß ich solch eine Feststellung gemacht hatte.

Nach außen hin alles klar, doch im Innern kochte die Hölle.

Als ich schließlich vor dem Eingang stand, waren über zehn Minuten vergangen. Und ich hatte einen zügigen Schritt vorgelegt.

Die Tür stand noch immer offen. Mit ein paar Sätzen überwand ich die Treppe und betrat das Haus, wo mir sofort die Stille auffiel.

Sie hatte etwas Bedrückendes an sich. Ich merkte, daß in diesem Haus Grauenvolles geschehen war, obwohl es keine Toten gab.

Ich ging zum Lift.

Überlaut hörte sich jetzt das Summen an, als mich der Fahrstuhl in den Keller brachte.

Dort verließ ich die Kabine, trat in den Gang, wandte mich nach rechts und ging dorthin, wo ich meine Waffe vermutete. Da das Licht so überaus mies war, leuchtete ich mit der Bleistiftlampe und entdeckte die Beretta tatsächlich.

Ich hob sie auf, schaute nach und nickte zufrieden, als ich sämtliche Kugeln im Magazin fand. Durch die Ritzen der Labortür krochen noch immer Schwaden. Es war ein widerlicher Geruch.

Ich trachtete danach, so rasch wie möglich das Haus zu verlassen.

Daraus sollte nichts werden.

Plötzlich vernahm ich ein Schmatzen und Kichern, das zwar gedämpft, aber dennoch gut hörbar an meine Ohren drang.

Ich erstarrte und lauschte.

Kein Zweifel, das Geräusch war nicht im Flur aufgeklungen, sondern im Labor!

Dort befand sich jemand.

Noch ein Vampirzombie?

Ein Theoretiker war ich noch nie gewesen. Das wollte und mußte ich herausfinden.

Auf leisen Schritten näherte ich mich der Tür, die wieder ins Schloß gefallen war. Die Angeln waren gut geölt, denn als ich die Tür aufzog, quietschte sie nicht.

Ich warf einen Blick durch den Spalt.

Qualmwolken, die mir entgegentrieben und zum Husten reizten.

Allerdings nicht so dicht, als daß ich die Gestalt übersehen hätte, die im Hintergrund stand, einen mit Blut gefüllten Erlenmeyerkolben in beiden Händen hielt und langsam zum Mund führte…

***

Sie zählte über 70 Lenze, war in ihrem Leben schon in der ganzen Welt herumgekommen, sammelte alles, was es über Horror gab und ließ sich auch keinen Gruselfilm entgehen. Sie war dreifache Witwe, lebte in einem Haus in Mayfair und ging ihr Leben gern auf Dämonenjagd.

Stammleser wissen längst, von wem die Rede ist.

Von Lady Sarah Goldwyn, der Horror-Oma! Dieser sympathischen alten Dame, die weder Tod noch Teufel fürchtete und eigentlich immer Action haben mußte. So auch heute.

Mrs. Goldwyn hatte sich innerhalb von zwei Minuten dazu entschlossen, eine alte Freundin in Southampton zu besuchen. Die beiden älteren Damen waren zusammen zur Schule gegangen und hatten auch gemeinsam die ersten Streiche ausgeheckt. Später hatten sich ihre Wege getrennt. Erst als Rose Kimballs Mann starb, da hatte sie wieder Kontakt mit der in London lebenden Lady Sarah aufgenommen. Bisher hatten die beiden nur mit einander telefoniert, doch nun wollte Lady Sarah die Freundin Rose endlich einmal besuchen.

Die hatte natürlich freudestrahlend zugestimmt und ihr die schnellsten Züge genannt, doch Lady Sarah hatte ihren eigenen Kopf. Sie wollte mit dem Bus fahren.

Da sah sie mehr, da dauerte die Vorfreude länger, da konnte sie auch mit Fahrgästen plaudern. Und wenn das Wetter noch schön war, machte die Reise doppelten Spaß.

Dafür gestand sie Rose dann zu, noch zwei Tage länger in Southampton zu bleiben.

Den Bus hatte sie sich schon ausgesucht, und mit einem Taxi ließ sie sich zum Bahnhof bringen. Sie zahlte den Fahrpreis, legte noch ein Trinkgeld zu und schaute sich um.

Es war gar nicht leicht, sich mit den Tafeln zurechtzufinden. Lady Sarah machte einen etwas zerstreuten Eindruck, so wie sie dastand in ihrem langen Mantel, dem altmodischen Hut auf dem Kopf und den zahlreichen Ketten um den Hals. Zudem trug sie an der rechten Hand noch eine Tasche und in der linken ihren Regenschirm. Eine Handtasche hatte sie ebenfalls bei sich.

Das sah auch ein junger Mann, der auf einem viereckigen Betonklotz hockte und ansonsten Löcher in die Luft starrte. Ein kaltes Grinsen umspielte seine Lippen, als er aufstand und langsam auf die Horror-Oma zuschlenderte.

Vor ihr blieb er stehen.

Lady Sarah hob den Blick. »Bitte sehr?« sagte sie fragend.

»Hallo, Oma«, grinste der Kerl. »Kommst du nicht zurecht?« Er baute sich vor ihr auf und hakte die beiden Daumen lässig in den Gürtel

seiner schmalen, kunstledernen Hose. Sein Haar war struppig, das Gesicht zeigte einen verschlagenen Ausdruck. Hilfsbereit war der Typ gewiß nicht. Er gehörte zu der Sorte, die sich auf unrechte Art und Weise durchs Leben schlugen und sicherlich schon manchen Knast von innen gesehen hatten.

Lady Sarahs Augen blitzten. Sie war zwar schon 70, aber eine Oma noch lange nicht. Was dieser Kerl sich einbildete! Diese Anrede bezeichnete sie als Frechheit.

»Danke, ich komme schon zurecht«, erwiderte sie kühl.

»Das glaube ich kaum.« Der Typ behielt sein Grinsen bei. Sein Arm fuhr zurück, die Hand fummelte am Rücken herum, und als sie wieder zum Vorschein kam, hielten die Finger den Griff eines Messers mit schmaler, langer Klinge umfaßt.

»So ist das also«, sagte Lady Sarah.

»Genau, Oma, so ist es.« Die Messerhand wischte nach vorn, so schnell, daß Lady Sarah nicht mehr zurückweichen konnte. Sie sah noch das Blitzen, und im nächsten Augenblick fühlte sie sich erleichtert. Erleichtert insofern, daß ihre Handtasche fehlte. Der Räuber hatte einfach den Riemen gekappt.

Er schnappte sie noch während des Falls mit der freien Hand auf, drehte sich und wollte weg.

Lady Sarah konnte manchen Spaß vertragen, doch was zuviel war, das war zuviel. Diesem Burschen mußte mal jemand Manieren beibringen. Da sich kein anderer in der Nähe befand, wollte Lady Sarah das übernehmen.

Ihre Allround-Waffe trug sie bei sich. Das war der Regenschirm, der einen mit Blei gefütterten, krummen Griff besaß.

Der Dieb startete.

Er kam nur einen Schritt weit. Lady Sarah hatte den Schirm blitzschnell gedreht, und die Krücke fuhr dem Mann unten zwischen die Beine, wobei sie noch das linke Fußgelenk umklammerte. Damit hatte der Kerl nicht gerechnet. Er warf beide Hände in die Höhe, fiel nach vorn und landete unsanft auf seinem Gesicht.

Sofort löste Lady Sarah den Griff und setzte die Krücke nun als Schlagwaffe ein.

Sie klopfte dem Kerl auf den Schädel. Zweimal traf sie ihn. Beim ersten Schlag jaulte der Räuber noch, beim zweiten verdrehte er die Augen und meldete sich ab.

»Ich werde dir helfen, ältere Damen zu überfallen«, schimpfte sie und bückte sich, um ihre Handtasche aufzuheben. Sie klemmte sich die Tasche unter den Arm.

Der Kerl hörte sie nicht. Er lag am Boden, war nicht bewußtlos, aber zwei Beulen hatte er abbekommen. Dabei stierte er gegen den Himmel und bekam nichts mit.

Doch ein Bobby hatte gesehen, was geschehen war. Er eilte herbei.

»Ist Ihnen was passiert, Madam?« fragte er hastig.

»Nein, aber ihm.« Lady Sarah deutete auf den Kerl am Boden.

»Er wollte unbedingt meine Handtasche.«

»Erstatten Sie Anzeige?« Der Bobby bückte sich und zog den Kerl am Kragen der Jacke hoch.

»Lohnt es sich denn?«

»Und wie. Den hatten wir schon immer in Verdacht, von kleinen Raubüberfällen zu leben.«

»Gut, dann sperren Sie ihn ein.« Lady Sarah nannte ihren Namen und die Adresse.

Der Bobby zog mit dem Straßenräuber ab. Ihm war ein guter Fang gelungen.

Die Horror-Oma nahm ihre große Tasche auf und suchte den Bus, der sie nach Southampton bringen sollte. Sie fand ihn auch.

Nur wenige Plätze waren besetzt. Mrs. Goldwyn konnte sich ihren aussuchen und war überrascht, daß eine Frau den Bus fuhr.

»Darf ich Ihnen helfen?« fragte Gaby Mansfield lächelnd und griff nach der Reisetasche.

»Danke sehr. Wirklich freundlich von Ihnen.«

»Das ist unser Service.« Gaby nahm die Tasche. »Wo möchten Sie sitzen?«

»Am besten vorn.« Sie nahm zwei Sitze hinter der Fahrerin Platz. Gaby stellte die Tasche noch ins Gepäcknetz.

»Dann darf ich Ihnen eine angenehme Reise wünschen«, sagte sie.

»Danke. Wie lange fahren wir eigentlich?« erkundigte sich die Horror-Oma.

»Drei Stunden werden es sein.«

Mrs. Goldwyn nickte und nahm den Hut ab. Das graue Haar hatte sie nach hinten gekämmt und zu einem Knoten gebunden.

»Dann bekomme ich wohl viel von der Landschaft zu sehen.«

»Das kann man sagen, Lady.«

»Ich bin Mrs. Goldwyn, Kind.«

»Mein Name ist Gaby Mansfield.«

»Fahren Sie die Strecke schon lange?« fragte die Horror-Oma.

Gaby lachte. »Sagen Sie jetzt bloß nicht, Sie haben Angst, weil eine Frau den Bus lenkt.«

»Nein, das nicht. Wenn man so alt geworden ist wie ich, dann hat man auch keine Angst mehr.«

»Das finde ich gut.« Gaby nickte der Frau noch einmal zu und entschuldigte sich dann, weil sie sich um die nächsten Gäste kümmerte. Eine Frau mit zwei kleinen Mädchen, deren helle Stimmen sofort durch den Bus schallten.

Die drei Personen nahmen in der Mitte des Busses Platz.

Gaby Mansfield kontrollierte die Fahrausweise, dann wurde es auch schon Zeit. Die Türen schlossen sich mit zischenden Geräuschen.

Lady Sarah wandte den Kopf.

Außer ihr befanden sich noch weitere sechs Fahrgäste im Bus.

Das würde sicherlich nicht so bleiben. Unterwegs stiegen bestimmt noch mehr Leute ein.

Ein Vibrieren und Zittern lief durch den großen Wagen, als Gaby den Zündschlüssel drehte. Es gab einen Ruck, dann setzte sich der Bus langsam in Bewegung.

Die Fahrt begann. Und niemand der Fahrgäste ahnte, in welch einer Hölle sie enden sollte…

***

Mir stockte der Atem!

Da hielt sich also noch ein Vampir auf, der mir bei meinem ersten Besuch entgangen war.

Die Kreatur hatte mich noch nicht gesehen. Sie war voll und ganz damit beschäftigt, das Gefäß zu leeren, denn das Blut war für sie die Lebensenergie.

Ich holte noch einmal tief Luft und betrat vorsichtig das Labor.

Innerhalb der Schwaden konnte man nicht atmen, deshalb hielt ich auch die Luft an, als ich mich auf Zehenspitzen weiterbewegte und mich dabei noch duckte.

Die Gestalt hatte noch immer nichts bemerkt. Sie war so im Genuß vertieft, schlürfte und schmatzte dabei, daß sie die Umgebung völlig vergaß.

Ich huschte weiter und duckte mich so weit hinter einem Labortisch, daß ich so eben noch über die Platte peilen konnte. Dabei sah ich die Gestalt im Profil vor mir und bekam vor Überraschung große Augen, denn das Wesen war eine Frau.

Eine ältere Frau schon. Mit grauweißen Haaren und einem dürren Körper.

Ich wollte noch näher ran, denn die Schwaden behinderten doch die Sicht. Zudem mußte ich das Wesen stören und vor allen Dingen überraschen.

Dabei kam mir eine gute Idee. Ich schnappte mir eine leere Porzellanschale und warf sie links neben der Frau zu Boden, wo sie klirrend zerbrach.

Die Gestalt zuckte herum.

Genau das hatte ich gewollt.

Ihr Rücken lag frei, drei lange Schritte brachten mich an die Kreatur heran, und ich drückte ihr die Mündung der Beretta, in den Nacken.

»Wenn du dich von der Stelle rührst, schieße ich!« zischte ich durch die Zähne, aber dennoch verständlich.

Die Frau versteifte.

Zwei, drei Sekunden geschah nichts. Dann stieß die Untote vor mir ein Kichern aus. »Deine Pistole schreckt mich nicht, Mister. Du kannst mich nicht töten.«

»Auch nicht mit Silberkugeln?«

Wieder vergingen Sekunden. »Wieso? Ist deine Waffe damit geladen, Mister?«

»Ja.«

»Wer bist du?«

»Ich heiße John Sinclair.«

Sie zuckte zusammen. »Der Geisterjäger?«

»Du kennst mich?«

»Ich habe genug gehört. Ricardo hat mir von dir erzählt. Er haßt dich.«

»Das kann ich mir vorstellen. Wer bist du?«

Die Alte kicherte. »Wenn ich dir das sage, wirst du überrascht sein.«

»Raus mit der Sprache!« forderte ich.

»Ich bin seine Mutter!«

Das war in der Tat eine Überraschung. Dieser Teufel hatte wirklich vor nichts Halt gemacht. Er hatte sogar seine Mutter in den tödlichen Strudel mit hineingezogen und sie in eine blutsaugende Vampirin verwandelt.

Mein Gott…

In welch ein schlimmes Nest war ich hier nur hineingestochen.

Und dieser Mann hatte einmal als Kollege beim Yard gearbeitet.

So etwas war ungeheuerlich.

Ich löste die Mündung vom Nacken der Frau und trat einen Schritt zurück.

»Dreh dich um!« befahl ich.

Sie gehorchte. Das Gefäß mit dem Blut behielt sie dabei in der rechten Hand.

Dann schaute ich sie an.

Sie bot ein Bild des Jammers und des Schreckens. Je nachdem, aus welchem Blickwinkel man die Sache betrachtete. Ihr Gesicht war eingefallen, die Haut zeigte eine graue Tönung, die Augen waren klein und verschwanden fast in den Höhlen. Doch die Mundpartie war das schlimmste in ihrem Gesicht. Sie präsentierte sich blutverschmiert, denn ein Teil der Flüssigkeit war nicht in ihren Mund, sondern daneben gelaufen. Die Lippen hatte sie zurückgezogen, so daß ich zwei lange Eckzähne sehen konnte.

Das gab mir den letzten Beweis, einen weiblichen Vampir vor mir zu haben. Sie trug ein violettes Kleid, das mal sehr teuer gewesen sein mußte, doch jetzt zeigte es schmutziggraue Flecken.

»Warum warst du nicht bei den anderen?« wollte ich wissen.

»Ich habe geschlafen.«
»Wie lange bist du schon ein Vampir?«
»Erst seit zwei Tagen. Deshalb ist meine Haut auch noch nicht so grün wie die bei den übrigen.«
Das war in der Tat ein Grund.
»Die anderen sind geflohen«, erklärte ich. »Weißt du, wo sie sich verstecken wollen?«
»Nein.«
»Wollen sie nach London?«
Sie kicherte mich an. »Selbst wenn ich es wüßte, würde ich es dir nicht sagen, denn du bist unser Feind, aber nicht unsterblich, John Sinclair.«
»Das weiß ich selbst. Da ich jedoch euer Feind bin, weißt du auch, was mit dir geschieht?«
»Du willst mich töten!«
»Nein, erlösen.«
»So siehst du es, Geisterjäger, aber mir gefällt das Leben. Ich sehe keinen Grund, es abzubrechen. Denn nur als Vampir werde ich das ewige Leben besitzen, von dem viele träumen und es nie erreichen. Ich habe es geschafft.«
»Der Preis ist zu hoch.«
»Für mich nicht. Ich habe ihn gern gezahlt. Ich werde tagsüber schlafen und nachts auf die Jagd gehen. Zusammen mit meinem Sohn und den anderen.«
»Dazu kommt es nicht mehr«, stellte ich klar.
»O doch«, erwiderte die Untote und reagierte blitzschnell. Eine kaum zu erkennende Bewegung mit der rechten Hand, und der Schwall Blut aus dem Erlenmeyerkolben fuhr mir entgegen.
Instinktiv wich ich zur Seite. Ganz schaffte ich es nicht mehr.
Das Zeug klatschte mir ins Gesicht, ich schloß rasch den Mund, um nichts zwischen die Lippen zu bekommen, denn es fehlte mir noch, daß auch mich der Vampirkeim anfiel.
Ich schoß nicht, sondern wischte mir das widerliche, klebrige Zeug aus dem Gesicht.
Die Zeit reichte der Blutsaugerin, um mich anzuspringen. Sie kam wie eine Furie. Ihr magerer Körper prallte gegen mich, Finger fuhren gegen meine Kehle und kratzten die Haut dort auf. Ich wurde bis an den Labortisch zurückgedrängt, dessen Kante ich im Kreuz spürte, und zog das Knie hoch.
Die Vampirin rammte dagegen. Doch sie empfand keinen Schmerz. Im Gegenteil, sie lachte darüber und griff erneut an.
Diesmal packte sie eine mit Lauge gefüllte Flasche und wollte sie mir auf den Schädel schmettern.
Ich sprang zur Seite.

Mit ungeheurer Wucht hieb die Glasflasche gegen die geflieste Kante des Labortisches und zerbrach in zahlreiche Stücke. Die gefährliche Lauge spritzte nach allen Seiten davon, wobei der meiste Teil die Untote traf.

Für wenige Sekunden stand sie starr, denn die Lauge hatte auch ihr Gesicht getroffen, zusammen mit einigen kleinen Glassplittern.

Ich hatte zum Glück kaum etwas abbekommen, nur an den Hosenbeinen. Mein Sprung war weit genug gewesen.

Die Untote drehte sich. Sie sah noch schrecklicher aus als zuvor. Die scharfe Lauge rann über ihr Gesicht und vermischte sich mit dem Blut, das noch um ihre Lippen klebte. Aber aufgeben wollte die Bestie nicht. Sie hatte meinen Tod beschlossen, und sie wollte vor allen Dingen mein Blut.

Mir blieb keine Wahl mehr.

Ich zielte dorthin, wo bei einem Menschen das Herz sitzt, und drückte ab.

Die Kugel traf genau.

Plötzlich wurde der Vorwärtsdrang der Untoten gestoppt. Sie riß beide Augen auf, hob die Arme und krallte sie in die Kleidung.

Dann drehte sie sich halb herum, taumelte zur Seite, lief mit schleifenden Schritten auf die Sitzgruppe zu und fiel bäuchlings auf einen Sessel, wo sie liegenblieb.

Ich senkte die Waffe und ging zu ihr.

Die Mutter des ehemaligen Chemikers lebte nicht mehr. Mein Silbergeschoß hatte ihr unseliges Leben zerstört. Ich wollte sie auf die Seite drehen und mußte dabei achtgeben, daß ich nicht in die an der Kleidung klebende Lauge faßte. Bei dieser Bewegung bekam der Sessel das Übergewicht und kippte zusammen mit der Frau um.

Jetzt sah ich ihr Gesicht.

Nein, sie löste sich nicht auf. Die Gesichtszüge hatten einen fast friedlichen Ausdruck angenommen. Sie war noch nicht so lange ein Vampir, als daß sie zu Staub geworden wäre.

Die Frau tat mir leid, aber ich hatte keine andere Möglichkeit gehabt, als mich so meiner Haut zu wehren.

Erst jetzt merkte ich, wie schwer es war, in diesem Raum Luft zu bekommen.

Ich mußte unbedingt weg.

Als ich im Gang stand, hustete ich mich erst einmal frei. Obwohl die Luft dort auch nicht besonders war, kam sie mir doch herrlich frisch und rein vor.

Ich dachte an Bill Conolly, der sicherlich schon wartete, und fuhr nach oben.

Eine wirklich friedliche Stille empfing mich. Auf der Treppe blieb ich stehen und lauschte dem Zwitschern der Vögel. Kaum glaublich, daß

ich soeben einer kleinen Hölle entkommen war. Wieder einmal bewahrheitete sich, wie dicht Himmel und Hölle nebeneinanderlagen.

Dann wurde die Stille durch das satte Röhren eines Motors unterbrochen. Am Geräusch schon erkannte ich den Porsche. Schon bald bog der rote Flitzer um die Kurve. Die breiten Reifen knirschten über den Kies und zermalmten ihn auch. Ich winkte.

Bill sah mich. Vor der Treppe stoppte er und stieg aus, während ich ihm entgegenging.

»Hatte mir schon gedacht, daß ich dich hier oben finde«, sagte er und nickte. »Sieht ja stark aus, das Häuschen.«

Ich hob die Schultern. »Nur äußerlich. Im Innern ist es eine kleine Hölle.«

»Wieso?«

»Ich habe Sheila bewußt nichts gesagt, aber wir können uns unter Umständen auf einen heißen Kampf gefaßt machen.«

»Und gegen wen?«

»Vampirzombies.«

Bills Augen wurden groß. Ich sah den Schauer über sein Gesicht laufen. »Ehrlich?«

»Leider.«

Er schluckte. »Mann, das mußt du mir erzählen, John.«

Ich berichtete, was mir widerfahren war. Bill wiegte den Kopf.

»Das ist natürlich ein heißes Ding«, murmelte er. »Die Zombies sind entkommen. Demnach können sie auch tagsüber existieren.«

»Sieht so aus.«

»Hast du eine Ahnung, wo sie sich hingewandt haben könnten?« wollte er wissen.

»Nein.«

»Ich tippe auf London.«

»Daneben.«

»Wieso?«

»Denke mal nach. Was sollen sie da? Sie würden nur auffallen. Nein, die halten sich woanders versteckt. Vielleicht fahren sie nach London, wenn es dunkel geworden ist.«

»Das wäre allerdings eine Möglichkeit. Und was machen wir so lange?«

»Warten, was sonst.«

»Dann muß ich Sheila Bescheid geben.«

»Tu das.« Ich gab Bill eine meiner Berettas. »Für alle Fälle, oder hast du deine Pistole mit?«

»No, die liegt zuhause.« Er grinste. »Ich wußte ja nicht, daß es wieder zur Sache geht. Tut mir auch ganz gut. Bei Oscar Nash war ich ja auch nicht dabei.« [3]

»Sei froh«, erwiderte ich. Bill spielte dabei auf meinen Fall im

Schreckenshaus des Hexers an, in dem einige Personen den Tod gefunden hatten.
Ich nahm neben Bill Platz und fuhr mit ihm gemeinsam dorthin, wo der Bentley mit seinen beiden platten Vorderreifen stand.

***

Über Ricardo Rays Gesicht flog ein triumphierendes Lächeln. Es war ihnen tatsächlich gelungen, den Verfolger abzuhängen. Gut daß sie noch die Nägel in Reserve gehabt hatten.
Vor der Schnauze des braunen Bentley tauchte das große Eingangstor aus Schmiedeeisen auf. Die beiden Hälften standen sperrangelweit offen.
Der Bentley mit seiner höllischen Fracht rauschte hindurch.
Nach etwa 100 Yards führte die schmale Straße auf eine Kreuzung zu. Und dort mußte sich Ricardo Ray entscheiden.
Rechts führte der Weg nach London. Links ging es nach Wimbledon, das lag näher.
Wimbledon war berühmt geworden durch sein Tennisturnier.
Wurde nicht gespielt, dann war es ein ruhiger, beinahe verträumter Ort im Grünen.
An der Kreuzung stoppte Ricardo Ray und entschied sich dafür, nach links zu fahren Richtung Wimbledon. London reizte ihn zwar auch, aber da konnten sie noch während der Abendstunden und vor allen Dingen in der Nacht hin.
Da kein Verkehr herrschte, konnte er ruhig einen Moment warten. Er drehte den Kopf.
Die vier Grünhäutigen hockten im Fond. Zwar sehr eng, aber es ging.
»Ich habe mich für Wimbledon entschieden«, erklärte der ehemalige Chemiker. »Einverstanden?«
Die Vampirzombies nickten. Sie hätten auch nie widersprochen, denn der Vampir war ihr Meister, dem sie nur zu gehorchen hatten. Auch die Frau, die sonst, als alle noch normal waren, oft gegen Ricardo gesprochen hatte.
Edna war seine Schwester. Sie hatte ebenfalls in dem Haus gelebt, zusammen mit der Gestalt, die neben ihr saß. Verheiratet waren sie nicht gewesen, denn Ryan Rogers gehörte zu seinen normalen Zeiten zu den Typen, die nichts von der Ehe, sondern nur etwas von der freien Liebe hielten. Er hatte sich Schriftsteller genannt, doch seine Lyrik wollte kein Verleger drucken. Geld besaß er nicht, und er schmarotzte sich so bei Edna durch, die einen Narren an dem Kerl gefressen hatte. Jetzt sah die Sache ja anders aus.
Neben dem früheren Dichter hockten Rays Brüder. Der um fünf Jahre jüngere Knabe hieß Ernest, der andere, nur zwei Jahre jünger, hörte auf den Namen Paul.

Das also war seine Familie.
Nur die Mutter hatte er nicht mitgenommen, weil alles so schnell gegangen war. Ricardo nahm sich jedoch vor, sie bei passender Gelegenheit zu holen.
Er fuhr wieder an.
Nach einigen 100 Yards tauchten die ersten Schilder auf, die zu den Parkplätzen wiesen, wo die Besucher der Tennisturniere ihre Wagen abstellen konnten. Jetzt waren sie verlassen. Die Straße führte bis Southampton, war gut ausgebaut, und Ray überlegte schon, ob er nicht bis zur Küste fahren sollte, verwarf den Gedanken jedoch wieder, denn London bot ihm und seinen Kreaturen wesentlich mehr Chancen unterzuschlüpfen.
Sie ließen Wimbledon hinter sich. Bis zur nächst größeren Ortschaft waren es noch ein paar Meilen, und Ray konnte auf die Tube drücken. Der Bentley wurde beschleunigt. Leicht überholte er zwei Lastwagen und auch einige Pkws. Immer wenn sie überholten, duckten sich die vier Wesen im Fond zusammen. Es brauchte niemand zu sehen, wer dort hinten im Wagen hockte.
»Wir brauchen Blut«, meldete sich Edna aus dem Fond. Sie rutschte unruhig hin und her, öffnete den Mund und präsentierte ihre beiden Vampirzähne.
»Später.«
»Nein, nicht später. Jetzt!«
»Du mußt dich noch gedulden. Die anderen tun es auch.«
»Die wollen auch Blut. Nicht wahr, Ryan.«
»Ja«, krächzte der ehemalige Dichter.
»Reißt euch zusammen!« zischte Ricardo Ray. »Wir können jetzt noch nichts unternehmen.«
»Lange warten wir nicht mehr«, drohte Edna.
Ray ärgerte sich. Er war überhaupt sauer, daß alles so hatte kommen müssen, aber er konnte nichts mehr daran ändern. Sinclair war zu schnell und stark gewesen. Er hätte jetzt tot sein müssen, wenn alles nach Plan gelaufen wäre, statt dessen befanden sie sich nun auf der Flucht nach vorn.
Das paßte Ray nicht.
Er war auch lange genug beim Yard gewesen, um zu wissen, wie Sinclair reagieren würde.
Fahndung!
Deshalb mußten sie damit rechnen, daß irgendwelche Landpolizisten nach dem braunen Bentley Ausschau hielten. Und aus diesem Grunde wollte Ricardo Ray so viele Meilen wie möglich zwischen sich und seinem Wohnhaus bringen.
Schnurgerade stach die Straße in die grüne Landschaft hinein.
Sie zerteilte Wiesen und Weiden, auf denen hin und wieder hohe

Bäume mit gewaltigen Kronen wuchsen, die Dächer aus grünem Laub bildeten. Vereinzelt erschienen auch Gehöfte, die einsam zwischen den Feldern und Weiden standen.

»Dort können wir uns doch Blut holen«, sagte Edna, die immer unruhiger wurde.

»Später.«

»Verdammt, ich will aber nicht warten.« Sie schlug die rechte Hand mit den langen Nägeln in die lederne Rückseite des Fahrersitzes.

»Noch einmal, und ich breche dir das Genick!« drohte Ricardo.

Da war Edna ruhig. Sie wußte genau, wie weit sie zu gehen hatte. Wenn ihr Bruder so sprach, setzte er seine Versprechungen meist in die Tat um.

Zweimal schon waren sie an kleinen Einbuchtungen vorbeigefahren. Es waren Bushaltestellen, denn auf dieser Straße fuhr auch der Bus von London nach Southampton.

Ray hatte die Haltepunkte zwar gesehen, aber sich nichts dabei gedacht. Noch ahnte er nicht, wie sehr ein Bus sein weiteres Schicksal bestimmen sollte.

Er hatte ein anderes Problem. Im Rückspiegel waren zwei Punkte aufgetaucht, die schnell größer wurden.

Motorräder!

Und auf ihnen hockten - es war jetzt deutlich an den Uniformen zu erkennen zwei Polizisten.

Ray fuhr zu schnell. Das wußte er genau und senkte deshalb die Geschwindigkeit, was den anderen natürlich nicht verborgen blieb. So fragte sein Bruder Ernest: »Was ist los? Warum fährst du auf einmal so langsam?«

»Dreh dich mal um!«

Das tat nicht nur Ernest, sondern die anderen drei Vampirzombies ebenfalls.

»Bullen!« kreischte Edna.

»Genau.«

»Die können wir kriegen!« zischte sie und rieb sich schon die Hände.

»Nein, ihr geht in Deckung!«

»Ich denke gar nicht daran!«

Ryan Rogers reagierte besser. Er packte Edna und drückte ihren Kopf nach unten, wobei er und die anderen ebenfalls in Deckung gingen, so daß sie auf den ersten Blick von außen nicht zu sehen waren.

Die beiden Polizisten waren schon ziemlich nah. Nicht mehr als 20 Yards trennten sie von dem braunen Bentley. Jetzt gaben sie noch einmal Gas.

Die Beamten gehörten zu den Männern, die über die Ringfahndung nach dem braunen Bentley Bescheid wußten. Man hatte ihnen mitgeteilt, daß dieser Wagen gesucht wurde, sie ihn jedoch auf keinen

Fall anhalten sollten, da die Insassen brandgefährlich waren.
Jetzt befanden sie sich auf gleicher Höhe. Und sie schauten in den Bentley hinein.
Da saß nur einer hinter dem Steuer.
Die Polizisten nickten sich während der Fahrt zu. Sie waren ein Team und verstanden sich blind. Jeder wußte genau, was der andere wollte, wenn er so reagierte.
Anhalten, hieß das.
Sie überholten den Bentley, und Ricardo Ray wollte schon aufatmen, als er sah, daß die beiden Männer ihre Kellen hervorholten und damit winkten.
Jetzt war alles klar.
»Vielleicht kommt ihr doch noch zu eurem Blut!« flüsterte Ray und fuhr abermals langsamer.
Das Schicksal hatte es nicht gut mit den fünf Zombies gemeint.
Ohne Ärger kamen sie hier nicht mehr weg. Ricardo Ray überlegte auch schon, ob er die beiden einfach umfahren sollte, entschied sich jedoch dagegen.
Er stoppte.
Auch die beiden Beamten hatten ihre Maschinen angehalten und aufgebockt. Während einer bei den Motorrädern blieb, schlenderte der andere auf den Bentley zu.
Ray wollte dem Mann noch eine Chance geben und befahl den anderen, sich nicht zu rühren. Er selbst öffnete die Tür, stieg aus und ging dem Polizisten ein paar Schritte entgegen.
Der Mann schob das Visier seines Helms hoch. Er grüßte lässig.
Ray lächelte, allerdings so, daß man seine beiden spitzen Zähne nicht sah. »Habe ich etwas falsch gemacht?« flüsterte er.
»Ja.«
»Ich bin zu schnell gefahren, nicht?«
»Auch.«
»Wieso auch?«
»Darf ich Ihre Papiere sehen?« erkundigte sich der Polizist.
Ricardo Ray nickte. Obwohl er innerlich unter Strom stand, ließ er sich äußerlich nichts anmerken, griff in die Innentasche, holte seine Brieftasche hervor und reichte dem Beamten seine Fahrlizenz. Der schaute sich das Dokument genau an, während er von Ray und seinem Kollegen nicht aus den Augen gelassen wurde.
Schließlich nickte er und gab Ray das Dokument zurück.
»In Ordnung, Sir.«
»Danke.« Ricardo Ray atmete auf. Das schien ja noch mal glatt gegangen zu sein. Doch die nächsten Worte des Polizisten änderten seine Meinung schlagartig.
»Sind Sie allein unterwegs, Sir?«

»Ja.«
Der Polizist schaute Ray genau an. Nach einer Weile meinte er:
»Darf ich mich davon überzeugen?«
»Wieso? Glauben Sie mir nicht?«
»Ich möchte mich nur selbst davon überzeugen. Wir haben Order bekommen, die Wagen zu untersuchen, Terroristenfahndung, Sie verstehen sicherlich.«
Du Lügner, dachte Ray, sagte aber nichts dergleichen, sondern machte eine einladende Bewegung. »Bitte, Sir, schauen Sie sich nur sehr gut um.«
Der Beamte setzte sich in Bewegung. Er wurde dabei von seinem Kollegen und von Ricardo Ray beobachtet, der ihm etwas langsamer folgte.
Der Polizist erreichte den Wagen. Er zögerte aber noch, weil der Bus aus London andonnerte und vorbeifuhr. Als er verschwunden war, zog der Beamte die Tür auf.
Von nun an überstürzten sich die Ereignisse…

***

Ricardo Ray war schneller gegangen und hatte aufgeholt. Als der Polizist neben dem Wagen stehenblieb, verhielt auch er seinen Schritt. Genau eine Körperlänge hinter dem Beamten.
Der bückte sich und schaute in den Wagen.
Da hob Ricardo Ray den Arm und schlug zu. Er hatte sich vorher mit einem schnellen Blick davon überzeugt, daß außer dem zweiten Beamten kein weiterer Zeuge in der Nähe war.
Der Polizist fiel nach vorn und damit gegen den Wagen. Hastig riß ihm Ricardo Ray den Helm ab und schleuderte ihn von sich.
Wie eine rote Kugel eierte der Helm über die Straße.
Erst jetzt wurde der zweite Beamte aufmerksam, da Ray zuvor zwischen ihm und seinem Kollegen gestanden hatte. Er setzte sich sofort in Bewegung, nachdem er seine Schrecksekunde überwunden hatte, und fingerte im Laufen nach der Waffe.
Dies war die Zeit, wo die blutrünstige Edna Ray den Wagenschlag aufstieß. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen, wollte dem Mann an den Hals, um ihm das Blut abzusaugen. Gierig verließ sie den braunen Bentley.
Auch Ryan Rogers, Ernest und Paul wollten aus dem Wagen. Sie hielt ebenfalls nichts mehr.
Ricardo schleifte den Beamten vom Bentley weg. Er hielt ihn unter den Achseln gepackt, ging mit ihm um den Wagen herum und schleuderte ihn in den Graben.
Dort blieb er liegen. Der Hieb hatte ihn ziemlich fertiggemacht.
Er konnte sich kaum bewegen. Sein Körper schien mit Beton

übergossen zu sein, der langsam erstarrte.
Drei Vampire stürzten sich auf ihn…
Der zweite Polizist hatte das zwar alles mitbekommen, doch sein Gehirn weigerte sich, das Unglaubliche aufzunehmen. Das durfte einfach nicht wahr sein, was er da zu sehen bekam.
Er hielt seine Waffe jetzt in der Hand und schrie: »Bleiben Sie stehen, verdammt! Stoppen Sie!«
Ricardo Ray dachte gar nicht daran, den Befehlen nachzukommen. Und seine Artgenossen erst recht nicht.
Er ging weiter.
Dafür stoppte der Polizist.
Der andere war jetzt so nah, daß der Beamte einen Schuß riskieren konnte. Er würde ihn nicht verfehlen, denn der Mann konnte sehr gut schießen. Und er sah auch das Gesicht des Mannes.
Der Mund war aufgerissen, und der Polizist sah die beiden spitzen Zähne, wie sie für einen Vampir so typisch sind.
Da wußte auch er Bescheid. Gleichzeitig dachte er an die Warnung, die von der Leitstelle über Funk durchgegeben war. Auf keinen Fall den Wagen anhalten.
Sie hatten es getan und mußten jetzt die Konsequenzen tragen.
Der Mann schoß.
Er zielte auf die Brust des Vampirs. Zusammen mit der Kugel fauchte eine Mündungsflamme aus der Waffe. Der Schütze sah auch genau, wie die Kugel in die Brust des Gegners hieb, doch sie richtete keinen Schaden an.
Der Vampir zuckte zwar zusammen und verhielt seinen Schritt, dann jedoch umspielte ein böses Lächeln seine zurückgezogenen Lippen, während er langsam weiterging.
Noch einmal drückte der Beamte ab.
Wieder traf die Kugel. Sie hieb dem Untoten in den linken Oberschenkel, riß ihm das Bein weg, doch der andere fing sich wieder, er fiel nicht auf die Straße, sondern ging weiter.
Die Augen des noch jungen Polizisten wurden groß. Er war plötzlich unfähig, sich zu bewegen. Er blieb stehen und schaute der lebenden Leiche entgegen, die fast so nahe an ihn herangekommen war, daß er sie mit dem ausgestreckten Arm berühren konnte.
Doch er schaffte es nicht.
Dafür griff Ricardo Ray zu.
Da löste sich die Erstarrung des Polizisten. Er drückte ein drittes Mal ab. Diesmal explodierte der Schuß dicht vor dem Gesicht des anderen, die Kugel fetzte die Wange auf, doch kaum ein Tropfen Blut war zu sehen. Nur ein hellrotes, wäßriges Zeug, das man beim besten Willen nicht als Blut bezeichnen konnte.
Da hielt es der Polizist nicht mehr aus. Er warf sich auf dem Absatz

herum, bevor der Vampir noch zugreifen konnte, und rannte auf seine Maschine zu.

Ich muß die anderen alarmieren! überlegte der Polizist. Ich muß sie warnen. Ich muß Bescheid geben.

Fast wäre er an seiner aufgebockten Maschine vorbeigelaufen.

Er stoppte im letzten Augenblick und prallte gegen den schweren Feuerstuhl. Das Funkgerät befand sich an der Lenkstange. Es war noch eingeschaltet. Ohne auf den vorschriftsmäßigen Text zu achten, sprach der junge Polizist in wilder Panik die Alarmmeldung ins Mikro. Er vergaß auch nicht, seinen Standort durchzugeben, und die Worte überschlugen sich dabei.

Dann schlug eine Pranke nach ihm. Das Mikro fiel ihm aus der Hand, er selbst taumelte zur Seite und fing sich einen Hieb ein, der ihn aufs Pflaster schleuderte. Zum Glück hatte er noch seinen Helm auf dem Kopf, so daß der den Aufprall abfing.

Ricardo Ray stürzte sich auf sein Opfer.

Der junge Polizist wehrte sich mit dem Mute der Verzweiflung.

Er zog seine Beine an, stieß sie wieder vor und schleuderte den Vampir von sich.

Dann sprang er auf, wollte flüchten, doch der unheimliche Blutsauger packte seine Fußknöchel und hielt ihn fest.

Wieder fiel der Mann.

Von Ferne näherte sich ein Lastwagen. Ray sah dies ebenfalls und hatte es plötzlich mehr als eilig. Mit beiden Fäusten schlug er zu und schleifte den jungen Beamten in den Straßengraben, wo hohes Gras und Unkraut wuchsen, das die beiden deckte.

Der Beamte schrie. Ein Faustschlag erstickte seinen Schrei.

Der Lastwagen donnerte vorbei.

Das war auch das Zeichen für die übrigen drei Blutsauger, sich aus ihrer Deckung zu erheben. Sie liefen quer über die Straße und erreichten die Stelle, wo Ricardo Ray mit seinem Opfer im Graben lag.

Der Polizist war bewußtlos. Den Helm hatte er verloren. Die Haut in seinem Gesicht war aufgeplatzt. Die Vampire sahen das Blut. Gemeinsam stürzten sie sich auf ihn…

Minuten später erhoben sie sich wieder. Ihre Bewegungen waren geschmeidiger geworden, sie hatten sich frisch gestärkt, waren aber noch nicht satt.

»Was machen wir?« fragte Ryan Rogers.

Ricardo Ray wischte sich über den Mund. »Wir müssen weiter. Der Hund hat Alarm gegeben.«

»Zu Fuß?«

»Nein, mit dem Auto.«

Sie rannten wieder zu ihrem braunen Bentley und stiegen ein.

Wuchtig hämmerten sie die Türen zu.

Ray startete.

Eine dicke Qualmwolke quoll aus dem Auspuff. Reifen radierten über den Asphalt, dann war der Wagen weg.

Aus den beiden Gräben aber erhoben sich Minuten später zwei Polizisten. Sie waren zu Vampiren geworden…

***

Ich war nervös.

Untätig hockte ich in dem flachen Porsche, rauchte eine Zigarette und wartete darauf, daß etwas geschah. Aber noch hatte die Großfahndung keinen Erfolg gezeigt.

Es blieb ruhig.

»Die haben sich irgendwo in den Wäldern versteckt und warten die Nacht ab«, meinte Bill.

Ich hob die Schultern. »Weiß nicht, aber sie waren scharf auf Blut.«

»Können sie denn tagsüber existieren?« fragte Bill.

»Muß wohl.«

Der Reporter grinste. »Vampire sind auch nicht mehr das, was sie früher waren. Da konnte man nämlich sicher sein, daß sie am Tage in ihren Gräbern lagen und nur nachts herumgeisterten. Aber so…«

Da hatte mein Freund recht. Es gab Vampire, die sich durchaus im Hellen bewegten. Sie waren zwar nicht so stark wie nachts, aber sie gingen auch nicht ein.

Träge trieb der blaugraue Rauch aus den geöffneten Türen. Bill hatte seinen Porsche neben dem Bentley geparkt, dessen Fahrertür ebenfalls nicht geschlossen war, damit ich hörte, wenn angerufen wurde.

Bis jetzt hatte sich nichts getan.

»Wie bist du eigentlich auf diesen Ricardo Ray gekommen?« fragte Bill Conolly. »Der war doch ein Kollege von dir. Hast du bei der Arbeit Verdacht geschöpft?«

Ich schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht. Ray gehörte zu der Gruppe von Experten, die die Blutreste der Fariacs analysierten. Wahrscheinlich muß das Blut einen solch schlimmen Keim in sich getragen haben, daß dieser übergegriffen hat und auch Ricardo Ray infizierte.«

Bill produzierte auf seiner Stirn Waschbrettfalten. Ein Zeichen dafür, daß er stark nachdachte. »Du hast vorhin gesagt, daß Ray zu der Gruppe gehörte, die das Zeug analysierte.«

»Richtig.«

Der Reporter schaute mich an. »Wäre es dann nicht möglich, daß sich auch die anderen infiziert haben?«

Ich warf meinem Freund einen schrägen Blick zu. »Mal den Teufel nicht an die Wand, aber möglich ist es.«

»Und?«

Ich hob die Schultern. »Nichts und? Ich weiß es nicht, Bill. Wir müssen erst diese fünf Vampirzombies finden. Dann können wir weitersehen.«

»Natürlich.«

Mit mir war zu diesem Zeitpunkt nicht gut zu diskutieren. Ich hatte ganz einfach Angst. Weniger um mich, als um die unschuldigen Menschen, die den gefährlichen Vampirzombies in den Weg laufen konnten. Sie würden vor nichts Halt machen, sondern ihrem grausamen Trieb folgend die Menschen umbringen.

Ich zog den Kopf ein und stieg aus dem flachen Flitzer.

»Wo willst du hin?« fragte Bill.

»Mal nachhören.«

Kaum hatte ich im Bentley Platz genommen, als ich angerufen wurde. Diesmal allerdings nicht vom Einsatzleiter, sondern von meinem direkten Chef, Sir James Powell, der ebenfalls aus seiner Wochenendruhe geholt und in den Fall eingeschaltet worden war.

»John, hören Sie?«

»Ja.«

»Die Vampire sind gefunden worden.«

»Und?« Plötzlich stand ich unter Strom.

»Zwei Streifenpolizisten haben den braunen Bentley auf der Straße nach Southampton gesehen und angehalten.«

»Was haben sie?«

»Ja, sie haben sich nicht an die Richtlinien gehalten. Einer von ihnen hat in höchster Panik eine Meldung durchgegeben. Wie der Mann redete, müssen wir damit rechnen, daß die Polizisten von den Vampiren angegriffen worden sind. Ich gebe, Ihnen jetzt den Standort durch, wo die Sache passiert ist.«

Gespannt hörte ich zu. Als Sir James seinen Bericht beendet hatte, war ich um einiges schlauer.

»Sir, wir fahren sofort los. Bill Conolly ist bei mir.«

»Gut. Wenn möglich, geben Sie mir Bescheid.«

»Verstanden, Sir.« Ich unterbrach die Verbindung.

Bill sah, wie hastig ich aus dem Bentley kletterte. Er schaltete sofort und ließ den Motor an. Ich hatte kaum die Beifahrertür geschlossen, als wir schon starteten.

Die Jagd auf die Vampirzombies hatte begonnen…

***

Die Horror-Oma fühlte sich »sauwohl«.

Sie hatte sich inzwischen an das Schaukeln gewöhnt und auch an das Motorengeräusch, das immer dann lauter wurde, wenn die Fahrerin einen neuen Gang einlegte.

In London waren noch fünf Fahrgäste zugestiegen, aber drei hatten

dafür den Bus wieder verlassen.

Die meisten Reisenden verhielten sich ruhig. Sie hockten auf ihren Plätzen, schauten aus dem Fenster oder lasen.

Nur die Kinder lärmten ein wenig. Das lag auf der Hand. Für die Kleinen war solch eine Busreise nicht gerade ein Vergnügen. Da hatten sie keinen Platz, denn man konnte nicht verlangen, daß sie die ganze Zeit über ruhig blieben.

Ein paarmal schon waren die beiden Mädchen nach vorn gelaufen. Sie hatten blondes Haar, das zu Zöpfen gedreht worden war.

Da sie sich sehr glichen, nahm Mrs. Goldwyn an, daß es sich bei ihnen um Zwillinge handelte.

Immer wenn sie nach vorn liefen, um der Fahrerin für einen Augenblick über die Schulter zu schauen, blickten sie auch die Horror-Oma an. Lady Sarah kniff ihnen jedesmal ein Auge. Die beiden Mädchen kicherten dann und verschwanden. Für ein paar Minuten blieben sie jeweils bei ihrer Mutter, danach ging das Spiel wieder von vorn los.

Als sie zum fünften Mal über den Weg liefen, winkte Mrs. Goldwyn ihnen zu. »Kommt doch mal her«, sagte sie.

Die beiden trauten sich noch nicht. Sie lächelten zwar, legten dabei die Köpfe schief, aber so recht wollten sie nicht.

»Wie heißt ihr denn?« fragte Lady Sarah.

»Marylin«, sagte die eine.

»Das ist aber ein schöner Name. Und du?« wandte sich Mrs. Goldwyn an das zweite Girl.

»Ich bin Jeanie.«

»Auch ein toller Name.« Lady Sarah nickte. »Möchtest ihr denn was Süßes?«

Nicken.

Die Horror-Oma kramte in ihrer Tasche herum und förderte eine Tüte mit Bonbons hervor.

»Wir müssen aber erst die Mummy fragen«, sagte Jeanie. Oder war es Marylin?

»Dann tut das schnell.«

Die beiden liefen zurück, während Mrs. Goldwyn die Tüte aufriß.

Es waren saure Drops, die sie da eingesteckt hatte. An der Schulter der Fahrerin schaute sie vorbei und sah am Randstreifen der linken Fahrbahn einen braunen Bentley parken. Weiter vorn standen zwei Motorräder der Streifenpolizei.

Wieder einer, der zu schnell gefahren ist, dachte Lady Sarah und mußte gleichzeitig an einen jungen Bekannten namens John Sinclair denken, der ebenfalls einen Bentley fuhr. Nur war der silbergrau und nicht braun. Es war erst einige Tage her, da hatte sie mit John Sinclair ein makabres Erlebnis gehabt. Mafiosi hatten sie in einer

Verbrennungskammer des Friedhofs eingesperrt und das Gas schon angestellt. Sie konnte heute noch nicht richtig begreifen, daß sie sich wieder aus dieser Lage herausmanövriert hatten. [4] Die beiden Mädchen kamen zurück. Neben Lady Sarah blieben sie stehen und lächelten scheu.

»Nun?« erkundigte sich die Horror-Oma. »Was hat eure Mummy gesagt?«

»Wir dürfen.«

»Na fein«, erwiderte Lady Sarah und kippte die Tüte um, so daß die Bonbons in die geöffneten Hände der beiden Mädchen fielen.

Die beiden begannen sofort damit, das Papier abzuwickeln.

»Aber nicht in den Gang werfen«, sagte Lady Sarah.

»Nein, nein.«

»Wohin fährt ihr denn?« wollte Lady Sarah wissen.

Die Kinder schoben die Bonbons von der linken in die rechte Mundhöhle und antworteten gleichzeitig. »Zu unserer Tante. Die wohnt in Southampton.«

»Da will ich Ja auch hin.«

»Dann sind wir solange zusammen!« freuten sich die beiden.

»Ja, das sind wir.«

Die Mutter kam. Sie trug das Haar blond wie ihre beiden Töchter. »Belästigen Sie die Kinder auch nicht?« fragte sie.

»Ach woher. Ich bin ja froh, wenn mir jemand dabei hilft, die Reisezeit zu verkürzen.«

»Das finde ich prima von Ihnen. Ansonsten sind ältere Menschen nicht so freundlich zu den Kindern.«

»Dann dürfen sich die Alten auch nicht wundern, wenn die Jungen sie nicht akzeptieren.«

»Eine sehr weise Einstellung, Madam.«

»Wenn man 70 Lenze zählt, dann bleibt das nicht aus«, erwiderte die Horror-Oma.

»Ich hätte Sie wirklich für jünger gehalten.«

Lady Sarah lachte. »Das sagen Sie nur so, Madam.«

»Wirklich nicht.«

»Dann bedanke ich mich. Aber ich will Ihnen das Geheimnis verraten. Ich besitze viele Freunde unter den jungen Menschen. Wir respektieren uns, das ist das ganze Geheimnis.«

»Ich finde so etwas toll.«

»Kennen Sie auch eine Geschichte?« fragte Marylin.

»Nein, das reicht jetzt, Marylin«, erwiderte ihre Mutter. »Die Dame möchte ihre Ruhe haben. Sie hat euch schon Süßigkeiten gegeben. Jetzt kommt mal wieder mit.«

»Aber warum denn?« lachte Lady Sarah. »Wenn die Kleinen eine Geschichte hören wollen, um so besser. Ich kenne viele, die ich ihnen

erzählen kann. Zudem wird die Fahrt dann für mich auch nicht so langweilig.«

»Wenn es Ihnen wirklich nichts ausmacht?«

»Nein, Madam. Ich heiße übrigens Sarah Goldwyn.«

»Und ich bin Ann Goldman.«

»Freut mich.«

Die Frau ermahnte ihre beiden Kinder, noch einmal ruhig zu sein, und sie begab sich wieder an ihren Platz. Lady Sarah aber rutschte auf dem Doppelsitz zur Seite, damit die zwei Mädchen den nötigen Platz hatten. Gespannt setzten sie sich.

Mrs. Goldwyn hatte sich bereits eine Geschichte ausgedacht, eine Tierfabel, doch sie sollte nicht mehr dazu kommen, sie zu erzählen. Es begann damit, daß der Bus langsamer wurde.

Lady Sarah schaute nach draußen und entdeckte rasch den Grund. Eine Haltestelle.

Und dort stand jemand.

Den Mann hatte Mrs. Goldwyn schon irgendwo einmal gesehen.

Das war noch gar nicht lange her. Sie dachte nach, kam aber nicht darauf, bis eines der beiden Kinder rief.

»Das ist doch der Mann, der vorhin an dem braunen Wagen stand und auf die Polizisten wartete.«

Lady Sarah lachte. »Du hast eine wirklich gute Beobachtungsgabe, Marylin.«

»Nein, ich habe das gesagt.«

»Dann bist du so gut, Jeanie.«

Das Mädchen strahlte. Der Bus hielt.

Zischend öffnete sich die Tür an der Fahrerseite.

Die beiden Kinder hatten für einen Augenblick die Geschichte vergessen. Sie beugten sich zur Seite und schauten beide dem Mann entgegen, der seinen Fuß hob und ihn auf die unterste Trittstufe der Treppe setzte…

***

Bill Conolly fuhr wie der Teufel.

Erst als wir die Kreuzung erreichten, tippte er auf die Bremse.

Der Porsche stand sofort.

Ich orientierte mich kurz, denn hier spielte ich nicht nur den Beifahrer, sondern auch den Wegweiser.

»Links.«

»Klar!« Bill gab Gas. Und wie. Raketengleich schoß der knallrote Porsche davon.

Wir hatten wirklich nicht viel Zeit. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß die Polizisten gegen die Vampire nichts hatten ausrichten können, wenn sie ihnen tatsächlich über den Weg gelaufen

waren. Die Blutsauger waren einfach zu stark. Zudem besaßen die Beamten keine Waffen, die sie hätten gegen die Blutsauger einsetzen können.

Es herrschte nur wenig Verkehr auf der Straße, die bis nach Southampton führte. So weit wollten wir gar nicht. Ich hoffte stark, die Zombievampire noch in den nächsten Minuten stellen zu können.

Keiner von uns sprach.

Bill Conolly mußte konzentriert fahren, während ich mich ebenfalls konzentrierte, nach vorn durch die breite Scheibe schaute und genau die Straße im Auge behielt.

Noch sahen wir nichts. Nur die Tennisanlagen, als wir Wimbledon passierten.

»Da sind sie«, sagte Bill. Er hatte nicht die Polizisten gemeint, sondern die beiden Motorräder, die einsam und verlassen am Rand der Straße standen.

Sir James Powell hatte ausgezeichnet und mit Übersicht reagiert. Es waren keine anderen Beamten in der Nähe. Nur Bill und ich sollten den Kampf aufnehmen, falls irgend etwas passiert war.

Der Reporter fuhr langsamer.

Vor uns rollte ein weinroter Austin. Wir hatten ihn erst überholen wollen, doch jetzt blieb Bill dahinter.

»Verdammt, warum fährt der nicht schneller?« schimpfte der Reporter.

»Ich kann kaum was sehen.« Er schielte rechts an dem Austin vorbei und zischte einen Fluch. »Was ist?«

»John, da ist ein Polizist.«

»Und?«

»Der sieht mir ganz danach aus, als wäre er kein Mensch. Verdammt, der ist verrückt, das packt der nicht mehr.«

Dann sah auch ich ihn.

Der Polizist mußte sich vor den Wagen geworfen haben. Der Austinfahrer hatte zwar noch abgebremst, aber keinen durchschlagenden Erfolg damit gehabt, denn die Kühlerschnauze des Wagens hatte den Polizisten noch zu packen bekommen und in die Höhe geschleudert. Er überschlug sich dabei in der Luft, schlenkerte mit Armen und Beinen und krachte rechts der Straße ins Gebüsch.

Genau in dem Augenblick, als auch wir standen, Bill hatte sich hart auf das Pedal gestemmt. Zum Glück gab es keinen Auffahrunfall.

Die Tür des Austin wurde aufgestoßen, und der Fahrer verließ gestikulierend und schreiend seinen Wagen. »Ich konnte nichts machen!« heulte er. »Der Kerl ist mir genau vor den Wagen gelaufen. Er tauchte so plötzlich…«

»Verschwinden Sie!« brüllte ich ihn an. »Los in den Wagen mit Ihnen. Fahren Sie weiter!«

»Aber ich…«
»Fahren Sie!« Ich packte ihn an beiden Schultern und drückte ihn zurück, auf seinen Austin zu. »Jetzt rein mit Ihnen!«
Er gehorchte tatsächlich, bekam aber das folgende Bild noch genau mit. Der von ihm angefahrene Polizist kletterte langsam aus dem Graben. Mit steifen, ungelenken Bewegungen torkelte er auf die Straße und schlenkerte seine Arme wie eine Gliederpuppe.
Bei diesem Anblick wurden auch meine letzten Zweifel beseitigt.
Der Polizist vor uns war kein Mensch mehr, sondern ein blutgieriges Monster ein Vampir.
Er hielt genau auf den Austinfahrer zu. Der Motor des Wagens lief noch. Ich schlug gegen die Scheibe. »Weg!« schrie ich.
Der Fahrer nickte und gab Gas. Er konnte das alles nicht recht begreifen. Aber er startete.
Ich konnte mich hier nicht auf einen langen Kampf einlassen, die Straße war befahren, wir mußten es kurz und bündig machen.
Ich zog die Beretta.
Auch Bill hatte den Porsche verlassen und meine Ersatzpistole in die Rechte genommen. Seine Augen leuchteten. Er war wieder in Action und meinte grimmig: »Jetzt geht's rund, sagte der Papagei, als er in den Propeller flog…«
Trotz des Ernstes der Lage mußte ich grinsen. Bill verlor seinen Humor nur selten, dann mußte es schon knüppeldick kommen.
Der Polizist hatte bemerkt, daß der Wagen verschwunden war.
Er suchte sich neue Opfer.
Und die waren wir.
Schwerfällig drehte er sich um. Die Arme hielt er dabei vom Körper abgespreizt. Den Helm hatte er verloren. Wir sahen beide, daß seine Gesichtshaut eine leicht grünliche Färbung angenommen hatte. Demnach war er gebissen worden. Ricardo Rays Gesicht zeigte die Farbe ja nicht, er hatte von dem Blut nur getrunken. Ein Phänomen, das auch ich nicht erklären konnte.
Wenn wir genauer hinschauten, sahen wir auch die feinen Blutstreifen am Hals des Mannes. Wie zwei Fäden liefen sie an der Haut entlang und verschwanden im Kragen.
Noch war der Vampir weit genug weg. Ich hatte Zeit mich zu drehen und sah den zweiten.
Auch er kletterte aus dem Graben. Auf allen vieren ging er los.
Als er die Straße erreichte, blieb er stehen.
»Ich nehme den zweiten«, sagte ich zu Bill, wartete seine Antwort nicht erst ab und ging los.
Der Blutsauger kam mir entgegen.
Ich zuckte zusammen, als ich einen Schuß hörte. Hastig wandte ich den Kopf und sah, wie der erste Vampir zusammenbrach, weil ihn

Bills Kugel getroffen hatte.
Er hatte dem Blutsauger in die Brust geschossen.
Mein Gegner lebte noch.
Und er hielt einen Stein in der Hand. Er war naß, weil er zuvor im Graben gelegen hatte.
Den rechten Arm hatte er bereits erhoben. Im nächsten Augenblick ließ er ihn fallen und schleuderte den Stein.
Ich duckte mich.
Das genau war verkehrt, denn der Vampir hatte nicht direkt auf meinen Kopf gezielt. Der Stein traf zwar nicht meinen Schädel, aber die rechte Schulter, und das tat weh.
Ich zuckte zusammen und verbiß nur mühsam einen Fluch. Für einige Augenblicke war ich abgelenkt.
Der Blutsauger warf sich gegen mich.
Ich sah die Bewegung und brachte mich durch einen raschen Sprung in Sicherheit, so daß er ins Leere fiel. Dann schwenkte ich den Arm mit der Waffe, die Pistolenmündung folgte seiner Bewegung, und ich drückte ab.
Die Kugel hieb ein Loch in die Lederkleidung und traf dort, wo ich es haben wollte.
Ins Herz!
Schwer stürzte der Untote aufs Gesicht und blieb liegen.
»Das war's«, sagte Bill.
Sein Gegner lag auf dem Rücken. Er hatte Arme und Beine ausgebreitet.
Wir aber mußten uns beeilen. Nicht daß der Porsche mitten auf der Fahrbahn stand, jetzt versperrten sie auch noch zwei ehemalige Vampire.
Wir schleiften sie hastig zur Seite. Zwei Wagen rauschten vorbei. Ich sah die Gesichter der Fahrer, wie sie aus den Fenstern schauten. Niemand hielt an.
Bill fuhr den Porsche ebenfalls ein Stück weg, während ich mir die Schulter massierte. Dieser dämliche Treffer hätte wirklich nicht zu sein brauchen.
»Erledigt«, sagte der Reporter und schaute mich an.
Ich nickte. Die Polizisten sahen friedlich aus. Ihr Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Ich schluckte hart. Gern hatte ich dies nicht getan, aber es gab nun einmal keine andere Möglichkeit, um diese Blutsauger zu besiegen.
An den Motorrädern meldete sich das Funkgerät. Wir vernahmen das hohe Piepen.
Ich stand näher an den Maschinen und meldete mich. Die Leitstelle wollte etwas wissen.
Als der Mann hörte, wer ich war, wurde seine Stimme förmlicher.

»Sir, was hat es gegeben?«

»Lassen Sie Ihre beiden Kollegen abholen«, sagte ich mit rauher Stimme. »Sie sind tot.«

Sekundenlang schwieg der Mann. Die Überraschung mußte er verdauen. Ich hoffte nur, daß er meine weiteren Worte auch gut begriff und sie sich einprägte.

»Keine Großfahndung mehr nach dem braunen Bentley. Das heißt, nicht in der Art, wie es Ihre beiden Kollegen getan haben. Wenn der Wagen gesehen wird, auf keinen Fall anhalten. Geben Sie nur den Standort bekannt und die ungefähre Richtung, wo der Bentley hinfährt. Ich hoffe, wir haben uns verstanden.«

»Ja, Sir.«

Ich hängte ein. Bill stand neben seinem Wagen, hatte eine Hand auf das Dach gelegt und schaute mir entgegen, als ich auf ihn zukam.

»Wir fahren weiter«, erklärte ich.

»Und wohin?«

»Die Richtung behalten wir bei. Southampton.«

»Rechnest du denn damit, daß du auf die Blutsauger triffst?« erkundigte sich Bill.

»Was sollten sie anders machen?«

»Sich verstecken.«

Ich schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht. Die sind daran interessiert, so schnell wie möglich viele Meilen zwischen sich und dem Tatort hier zu bringen. Ich glaube auch nicht, daß sie die Richtung gewechselt haben und nach London gefahren sind.«

Dabei deutete ich in die Runde. »In dieser Gegend hier gibt es zahlreiche Verstecke.«

»Die wir alle durchkämmen müssen, wie?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht. Falls wir sie nicht vorher entdecken. Oder zumindest ihren Bentley.«

»Deinen Humor möchte ich haben.«

Ich grinste. »Komm, Alter laß uns fahren.«

Eine Minute später waren wir bereits unterwegs.

***

Der Mann am Buseinstieg hob den Blick, als er sich bei der Fahrerin erkundigte: »Fährt dieser Bus bis Southampton?« Er bewegte beim Sprechen kaum den Mund.

Gaby Mansfield beugte sich nach links, dem Ausstieg zu. »Ja, Mister, wir fahren dorthin.«

»Das ist nett.« Der Mann lächelte und drehte sich halb zur Seite. Und plötzlich hatte er eine Waffe in der Hand, die er auf die völlig entsetzte Fahrerin richtete.

»Bis hierher war es Spaß, jetzt wird es ernst«, sagte der Mann.

Gaby Mansfield hatte etwas sagen wollen, doch angesichts der Waltherpistole hielt sie den Mund.

Ricardo Ray und die anderen hatten sich entschlossen, nicht mit dem Bentley weiterzufahren. Der Wagen war zu bekannt geworden. Es hatte den Mann wirklich große Überredungskünste gekostet, die anderen auf seine Seite zu bringen, doch schließlich waren sie einverstanden. Einen Bus voller Menschen als Fluchtfahrzeug, etwas Besseres konnte es gar nicht geben.

Das waren nicht nur Geiseln, das bedeutete auch Blut.

Viel Blut…

Gaby Mansfield sah die Waffe und ebenfalls entdeckte sie Mrs. Goldwyn, weil der zufällige Blickwinkel ihr das erlaubte. In den Augen der Horror-Oma blitzte es nur einmal kurz auf, ansonsten hatte sie sich ausgezeichnet in der Gewalt.

Vor allen Dingen sah sie zu, daß die Kinder nichts mitbekamen.

Sie zog beide zu sich heran und wechselte mit ihnen die Plätze, so daß die Zwillinge jetzt am Fenster saßen und sie den Sitzplatz außen am Gang einnahm.

»Toll, daß wir am Fenster sitzen dürfen!« sagte Marylin oder Jeanie. Mrs. Goldwyn nickte.

»Es geschieht Ihnen nichts, wenn Sie ruhig sind«, sprach Ray wieder und winkte mit der linken Hand.

Das Zeichen für die vier Blutsauger.

Sie hatten im Gebüsch gewartet, das den Parkplatz umgab. Ungesehen von den im Bus sitzenden Menschen.

Jetzt kamen sie hervor.

Vier grausame, blutrünstige Monster, die auch von den anderen Fahrgästen entdeckt wurden.

Die ersten aufgeregten Worte schallten durch den Bus. Einige Menschen schrien auch, und die meisten sahen jetzt die Pistole in der Hand des Mannes, der mit einem Satz das große Fahrzeug enterte.

Er lächelte und zeigte seine Zähne!

Gaby Mansfield erstarrte. Sie ging zwar so gut wie nie ins Kino und las auch keine Horror-Romane, aber sie wußte, daß solche Zähne nur ein Vampir hatte.

Und als sie die grünhäutigen Wesen hinter dem Mann sahen, steigerte sich ihre Angst. Denn die sahen noch schlimmer aus. In schmutziger, halb zerfetzter Kleidung, dabei ebenfalls mit diesen widerlichen Zähnen versehen. Und plötzlich glaubte sie nicht mehr an einen Scherz, sondern sah, daß dies ernst war.

Die vier Vampirzombies stiegen ein.

Nun wurden sie auch von den übrigen Fahrgästen gesehen. Bei den meisten war es mit der Beherrschung vorbei. Sie sprangen auf und schrien wild durcheinander.

Nur die Horror-Oma blieb ruhig, obwohl auch ihr Herz schneller schlug und sie sich der großen Gefahr bewußt war, in der sie alle schwebten. Sie dachte im Augenblick nur an die Kinder, daß die nicht durchdrehten.

»Die Tür zu!« zischte Ray.

Zischend schloß sich der Einstieg. Kalkweiß im Gesicht blieb Gaby auf ihrem Fahrersitz hocken.

Ricardo Ray aber drehte sich um. Drohend wies die Mündung der Waffe in den Bus.

»Ruhe!« brüllte der Mann. Hinter ihm drängten sich die vier Kreaturen, zum Teil mit blutverschmierten Lippen.

Die beiden Mädchen begannen zu weinen, während Mrs. Goldwyn leise und beruhigend auf sie einredete, dabei aber die Eindringlinge nicht aus den Augen ließ.

Dann war Ray es leid. Er, schoß. Dabei hatte er auf ein Fenster gezielt, das von der Kugel in ein Spinnennetz aus bröselndem Glas verwandelt wurde.

Der Schuß verfehlte seine Wirkung nicht. Es wurde ruhig.

Ricardo Ray ließ noch ein paar Sekunden verstreichen, bevor er zu seiner Rede ansetzte. Dabei lächelte er teuflisch und präsentierte seine gefährlichen Hauer.

»Dieser Bus ist von uns besetzt worden!« stellte er zu Beginn seiner Rede fest. »Ich hoffe, Sie alle hier richten sich danach. Meine Freunde und ich werden ab jetzt diktieren, wohin die Fahrt geht. Und ich kann euch auch das Ziel nennen. In die Hölle!« Er lachte, und dieses Lachen jagte den anderen Angstschauer über den Rücken. »Damit ihr alle wißt, mit wem ihr es zu tun habt, sage ich es euch. Wir sind Vampire. Echte Vampire. Das hier ist keine Verkleidung, und ihr wißt sicherlich, daß Vampire, um überleben zu können, nur eins brauchen. Blut!«

Nach seinen Worten wurde es still. Niemand wagte, jetzt noch etwas zu sagen.

»Ich sehe, ihr habt mich verstanden. Meine Freunde werden sich jetzt neben euch setzen und genau darauf achtgeben, daß niemand aus der Reihe tanzt.« Er wandte sich um. »Los, nehmt eure Plätze ein!«

Das ließen sich die vier Untoten nicht zweimal sagen. Unter den entsetzten Blicken der Passagiere streiften sie an ihrem Anführer vorbei.

Jeden Fahrgast bedachten sie mit gierigen, hungrigen Blicken, jeder war für sie ein potentielles Opfer. Ob Mann, Frau oder Kind diese blutsaugenden Monster machten da keine Unterschiede.

Gefühle oder Rücksicht kannten sie nicht.

Auch Lady Sarah wurde angesehen.

Es war Edna, die ihr ins Gesicht schaute. Lauernd, abschätzend… Die

Untote ging nicht weiter, sondern blieb neben dem Sitz stehen, während ihre Artgenossen sich bereits die Plätze ausgesucht hatten.

»Deine Kinder?« hauchte Edna.

»Ja!« erwiderte Lady Sarah und betete innerlich, daß die beiden Mädchen ruhig blieben.

»Hübsche Kinder, Alte!« flüsterte Edna. »Sehr hübsche. Und vor allen Dingen frisches Blut.«

Mrs. Goldwyn wurde kalkbleich. Sie war wirklich nicht auf den Mund gefallen, aber in diesen schrecklichen Augenblicken wußte sie auch nicht, was sie sagen sollte. Diese Bestie hatte sich tatsächlich die beiden Kinder ausgesucht.

Edna zog die Lippen noch weiter zurück. Dann streckte sie den Arm aus, er fuhr dicht am Gesicht der alten Dame vorbei, und kalte Vampirfinger berührten die Haut der Zwillinge.

Die Mädchen starrten das grausame Wesen aus weit aufgerissenen Augen an. Ihre Lippen zitterten, die Augen schwammen in Tränen. Sie standen unter einem gewaltigen Druck und hatten nichts anderes als Angst.

»Ja«, flüsterte Edna, »das Blut ist für mich.«

Die Untote beugte sich noch weiter vor. Lady Sarah nahm den widerlichen Geruch wahr, den sie ausströmte, und sie ekelte sich davor. Sollte diese Bestie es wagen, den Kindern tatsächlich etwas anzutun, dann würde sie kämpfen.

Auch die Mutter der beiden hatte gesehen, was dieses weibliche grünhäutige Wesen vorhatte. Sie konnte an den Rückenlehnen der Sitze vorbeischauen. Als sie bemerkte, daß ihre Kinder sich in Gefahr befanden, sprang sie auf.

»Nein!« kreischte sie. »Du verdammte Bestie. Laß sie in Ruhe. Ich will nicht, daß du…«

Sie wollte in den Gang, doch sie hatte nicht mit Ryan Rogers gerechnet, der neben ihr saß.

Rogers griff zu.

Wie Stahlklammern waren seine Fäuste, als er sie in die Schultern der Frau drückte und die Mutter der beiden Mädchen auf den Sitz niederdrückte.

Die Frau versuchte sich zu wehren, doch sie kam gegen die Kraft dieses Untoten nicht an. Der war zu stark, und er öffnete sein Maul, um die Zähne in den Hals seines Opfers zu schlagen.

Zahlreiche Augenpaare schauten zu, doch niemand traute sich, einzugreifen.

Die Frau schrie.

Das Geräusch traf die übrigen Fahrgäste wie ein harter Schock.

Sie duckten sich regelrecht zusammen, das Entsetzen fraß sich in ihren Gesichtern fest, aber sie waren zu schwach, etwas zu tun.

»Blut!« keuchte Ryan. »Dein Blut!« Und die spitzen Enden der Zähne berührten schon fast den Hals des Opfers.

Da griff Ricardo Ray ein.

Von seinem Platz lösen konnte er sich nicht, das war zu riskant, aber sein scharfer Befehl erreichte auch so den Vampir.

»Laß sie, Ryan!«

Der Blutsauger zuckte zusammen.

So dicht an seinem Ziel aufgeben? Das wollte er nicht und zögerte.

»Laß sie, verdammt!«

Da endlich gab Rogers nach. Seine Hände lösten sich von der Frauenschulter, er selbst richtete sich auf, um sich jedoch sofort wieder fallen zu lassen.

Neben der Frau blieb er sitzen und ließ sie keine Sekunde aus den Augen.

Die Mutter weinte. Ann Goldman konnte einfach nicht mehr.

Tränen stürzten aus ihren Augen und rannen als kleine Bäche die Wangen hinab. Jeder litt mit ihr, aber auch jeder im Bus dachte daran, daß ihn das gleiche Schicksal treffen konnte.

Zum Glück hatte Lady Sarah die beiden Kinder ruhig halten können. Sie waren wirklich einmalig, weinten und schrien nicht, sondern hockten nur völlig verschüchtert auf ihren Sitzen.

Ricardo Ray übernahm wieder das Wort. Er gab sich keine Mühe mehr, die Zähne zu verdecken, sondern zeigte sie auch, während er redete. »Daß ihr hier alle in unserer Hand seid, daran gibt es keinen Zweifel mehr. Und ich will euch auch nicht darüber im unklaren lassen, was mit dem geschieht, der es wagt, sich unseren Befehlen oder Anordnungen zu widersetzen. Wir werden ihn blutleer trinken!«

Er legte nach diesen Worten eine kunstvolle Pause ein, um das Gesagte erst einmal wirken zu lassen. Als niemand etwas erwiderte, fuhr er fort.

»Wir werden weiterfahren, als wäre nichts geschehen. Nur mit dem einen Unterschied, bis Southampton geht die Reise nicht. Habt ihr mich verstanden?«

Ray bekam keine Antwort, doch er schaute jedem einzelnen Fahrgast ins Gesicht.

Auch Sarah Goldwyn blickte er an. Scharf und fordernd, dabei auch lauernd, als würde er der Frau nicht trauen, obwohl sie die älteste im Bus war. Auch verfiel sie nicht so sehr in Panik wie die anderen, sie hielt dem Blick des Ungeheuers sogar stand.

In der Tat dachte die Horror-Oma darüber nach, wie sie das Schicksal zu ihren Gunsten wenden konnte. Doch allein und ohne jegliche Hilfe war es ihr nicht möglich. Sie dachte auch an John Sinclair. Bisher war er immer mit von der Partie gewesen, doch diesmal mußte sie ohne ihn auskommen.

John befand sich in London, und die Stadt würde bald immer weiter hinter ihnen liegen.
Der Blick des Vampirs glitt von Lady Sarah weg und biß sich an der Fahrerin fest.
Gaby Mansfield hatte den Worten des Blutsaugers bisher schweigend zugehört. Sie hatte sich nicht in der Lage gefühlt, irgend etwas zu sagen oder zu unternehmen. Sie dachte aber daran, daß sie die Fahrerin war und die Verantwortung für die Passagiere hinter ihr trug. In ihrer Hand lag es, ob sie den Befehlen dieser höllischen Kreaturen nachkam. Nur widersetzen konnte sie sich auch nicht, dann war sie schneller tot als sie denken konnte. Oder sie wurde zu einem Vampir, denn die Eindringlinge hatten damit gedroht, die Menschen blutleer zu trinken. Und an einen Bluff glaubte sie nicht. Nicht bei diesen Kreaturen, den grauenhaften Zombies oder Vampiren.
Alpträume waren wahr geworden, anders konnte sich die Frau das nicht erklären.
»Schläfst du ein?« Die Stimme des Anführers unterbrach ihre Gedanken.
Gaby Mansfield schreckte hoch. Plötzlich zitterte sie wieder, die Angst wurde noch größer.
»Du mußt fahren!« sagte Ray. »Und du wirst fahren.« Er hatte seine Pistole wieder weggesteckt. »Los jetzt!«
»Ich… ich kann nicht!« flüsterte sie.
»Fahr!«
»Bitte…«
Mit der flachen Hand schlug der Vampir zu. »Die zehn Meilen wirst du noch schaffen, verdammt! Wenn nicht, dann werden wir dich als erste vornehmen. Du kannst dich entscheiden.«
Er hatte so laut geredet, daß alle im Bus die Worte hörten. Die Blicke richteten sich auf Gaby Mansfield.
Sie nickte schließlich. »Okay«, hauchte sie tonlos. »Ich werde Ihren Befehlen Folge leisten.«
Sie startete den Bus. Es war eine Routinebewegung, die ihr auch in dieser Streßsituation glatt von der Hand ging.
Abermals lief das Zittern durch das große Fahrzeug. Sogar die Scheiben vibrierten ein wenig.
Dann fuhr der Bus an.
Gaby Mansfield starrte mit brennenden Augen durch die große Scheibe. Und wie auch die Fahrgäste in diesem Bus suchte sie fieberhaft nach einem Ausweg.
Sie fand keinen…

***

Wir hatten die Stelle längst hinter uns gelassen, wo wir den untoten

Polizisten über den Weg gelaufen waren. Bill Conolly fuhr jetzt langsamer. Er ließ sich von zahlreichen Wagen überholen.

Während er auf die Straße achtete, schaute ich immer häufiger nach rechts oder links. Dabei hatte ich Glück, daß die Gegend hier nicht zu dicht bewaldet war, sondern Wiesen und Weiden sich im ewigen Wechsel ablösten. Dazwischen gab es die üblichen Zäune.

Hin und wieder sahen wir Schafe oder Kühe auf den Weiden stehen und das saftige Gras rupfen.

Am Himmel stand eine blasse Sonne. In den letzten Tagen war es wieder verdammt kalt geworden. In Mittelengland hatte es sogar geschneit, und das Anfang Mai.

Hier ließ sich das Wetter ertragen.

Dann sahen wir den Fahrer des Austin. Er hatte seinen Wagen an den Fahrbahnrand gestellt und war ausgestiegen.

»Soll ich halten?« fragte Bill.

»Ja.«

Dicht hinter dem Austin brachte Bill Conolly seinen Porsche zum Stehen. Als ich den Schlag aufstieß, rannte der Austin-Mann schon auf mich zu und wies mit dem Finger auf mich. »Sie sind daran schuld, daß ich Fahrerflucht begangen habe. Mensch, wenn die mich erwischen, bin ich meine Fahrlizenz los.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das sind Sie nicht, Mister.«

»Und warum nicht?«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis. »Ich bin selbst Polizist und habe Ihnen erlaubt zu fahren.«

Der Mann bekam große Augen. Die wenigen Haare auf seinem Kopf schienen sich aufrichten zu wollen. Auf der Halbglatze glitzerten plötzlich Schweißperlen. »Wollen Sie mich hier auf den Arm nehmen? Ist der Ausweis gefälscht?«

»Nein, echt.«

»Wie kommen Sie dann dazu?«

»Es ginge zu weit, Ihnen das zu erklären. Sie haben niemanden totgefahren. Der Mann war schon tot, als er Ihnen in den Wagen lief.«

Der andere schaute mich an wie einen Geisteskranken. Er ging vorsichtshalber ein paar Schritte zurück und hob ängstlich seine Arme, die er vors Gesicht hielt.

»Hören Sie, Mister, das ist kein Spaß. Ehrlich. Sie sind verrückt. Sie müssen es sein.«

Ich ging ihm nach. »Nein, ich habe nicht gescherzt. Nicht mit diesen Dingen.«

Er nickte und blieb stehen. »Okay, Sie haben nicht gescherzt. Wunderbar. Was wollen Sie noch?«

»Ich möchte Sie fragen, ob Sie vielleicht einen braunen Bentley gesehen haben.«

»Hab ich nicht.«
»Überlegen Sie.«
»Nein, wenn ich es Ihnen sage. Ich habe keinen braunen Bentley gesehen und auch keine weißen Mäuse. Ich habe überhaupt nichts gesehen. Gar nichts, keinen Toten, der mir in den Wagen gelaufen ist nichts.« Er kicherte und schlug sich gegen die Stirn.
Bill rief: »Gib es auf, John. Mit dem kommst du nicht klar.«
Das sah ich auch mittlerweile ein. Ich nickte dem Mann zu, stieg wieder in den Porsche, und Bill fuhr an. Als wir an dem Knaben vorbeirollten, tippte er sich gegen die Stirn.
Den alten Autofahrergruß hatte er zum Abschied für uns übrig.
Wir konnten es ihm nicht einmal übelnehmen, und die Suche ging weiter.
»Wer sucht, der findet«, sagte Bill und beschleunigte.
Ich enthielt mich eines Kommentars und achtete auf von der Fahrbahn abzweigende Wege. Es war durchaus möglich, daß die Zombies in einen dieser Wege hineingefahren waren und den Wagen dort stehengelassen hatten.
Ich sah keine Spur von dem Bentley.
Zehn Minuten vergingen. Alles war völlig normal. Der Betrieb hatte etwas zugenommen. Die uns überholenden Wagen wurden zahlreicher. Wieder erschien die Einmündung eines Weges. Etwa 200 Yards wegeinwärts begann ein Waldstück.
Wir waren schon fast vorbei, als ich den Wagen sah. Er stand dicht vor dem Wald.
»Stop!«
Bill hielt sofort. Hinter uns befand sich niemand, deshalb hatte der Reporter so heftig auf die Bremse treten können.
»Fahr da rein.«
Bill fuhr ein kleines Stück rückwärts, schlug das Steuer ein und rollte in den Weg.
Es war mehr ein Pfad, wo die Reifen zahlreicher Trecker ihre Spuren hinterlassen hatten. Der flache Porsche schwankte auf und nieder, ich stieß mir ein paarmal den Kopf, dann stoppte der Reporter dicht hinter dem Bentley.
Bevor wir ausstiegen, zogen wir unsere Waffen, obwohl ich schon jetzt erkannte, daß der Wagen leer war.
Mit schußbereiten Pistolen näherten wir uns dem braunen Fahrzeug und blieben dicht daneben stehen.
Bill schaute von der Fahrerseite hinein, ich von der anderen.
Leer, wie wir es uns gedacht hatten. Und nicht abgeschlossen, ich konnte die Tür so aufziehen.
Ein widerlicher Geruch drang uns entgegen. So stanken oder rochen nur Zombies.

»Aber sie waren hier«, sagte Bill. Ebenso wie ich schaute auch er sich nach Spuren um.

Das Gras war an dieser Stelle zertrampelt, das blieb uns nicht verborgen. Es hatte sich auch noch nicht wieder aufgerichtet, demnach war es noch nicht so lange her, daß die fünf Vampirzombies den Wagen verlassen hatten.

»Fragt sich nur, wo sie stecken«, sagte Bill und hatte mir damit aus dem Herzen gesprochen.

Ich deutete in die Runde. »Überall und nirgends. Vielleicht sollten wir es mal im Wald versuchen.«

»Du willst ihn durchkämmen?«

»Sag mir eine andere Möglichkeit.«

»Ich weiß keine.«

»Na bitte.«

Wir machten uns auf die Suche, drangen in den Wald ein, bei dem die Bäume manchmal sehr dicht standen und ihre Zweige über unsere Kleidung kratzten.

Um es vorweg zu nehmen, einen Erfolg erzielten wir nicht. Kein Vampirzombie hatte sich im Wald versteckt. Zwischen den Bäumen war nichts zu sehen.

Etwas deprimiert kehrten wir zum Porsche zurück. Wir hatten durch die Suche Zeit verloren und auch keine Spuren gefunden, die auf eine Flucht der Monster durch den Wald hingedeutet hätten.

»Die sind schlauer als ich dachte«, sagte Bill. Dabei hatte er mir aus dem Herzen gesprochen.

»Leider.«

»Wo könnten sie stecken?«

»Daß sie zu Fuß laufen und per Anhalter fahren, ist nicht drin«, erwiderte ich.

»Warum eigentlich?« fragte Bill.

Ich schaute meinen Freund an. »Meinst du das im Ernst?«

»Klar, denn Spaß kann ich nicht vertragen. Überleg doch mal. Für die wäre es doch am besten, wenn sie irgendeinen fremden Wagen anhalten und damit abdampfen, wo der braune Bentley polizeilich bekannt ist.«

Bei näherem Betrachten war Bills Kombination gar nicht so schlecht. Je mehr ich darüber nachdachte, hielt ich sie sogar für wahrscheinlich. Trucks fuhren genug. Es war sicherlich nicht schwer, einen anzuhalten, den Fahrer dann zu töten und sich auf der Ladefläche zu verstecken.

Ich stieß meinen Freund an. »Komm, du alte Sense, laß uns fahren.«

»Und dabei auf Lastwagen achten«, meinte Bill beim Einsteigen.

»Genau.«

Wir rollten langsam der Straße entgegen und bogen ein. Schon kurz

vor uns sahen wir einen Truck.
»Dran vorbei?« fragte Bill.
»Ja. Und ich peile mal ins Fahrerhaus.«
Bill überholte, blieb aber auf gleicher Höhe mit dem Wagen. Ich machte den Hals lang und versuchte, vom Gesicht des Fahrers etwas zu erkennen.
Ich sah eine blaue Schirmmütze, ein Stück Stirn, eine kräftige Nase, wie sie Karl Malden hatte.
Nein, das war nicht der Gesuchte.
»Gib Stoff«, sagte ich.
Bill drückte auf den Pinn. Wir überholten noch drei Trucks. Immer mit negativem Ergebnis.
»So langsam werde ich mutlos«, sagte Bill.
Ich grinste schief. »Man merkt, daß du kein Polizeibeamter bist. Du hast zu wenig Geduld.«
»Vielleicht.«
Weit vor uns tauchte ein rotes Ungetüm auf. Es war der Bus nach Southampton. Ich hatte eigentlich gar nicht vor, ihn genau zu beobachten, sah aber dann, wie hinten die Tür aufflog und wieder zugedrückt wurde.
Auch Bill hatte es erkannt. »Da ist ja schwer Hully Gully. Verflucht gefährlich.«
Ich nickte.
Dann sahen wir den Bus nicht mehr, denn eine große Kurve enthob ihn unserer Sicht.
Auch wir nahmen die Kurve.
Eigentlich hätte der Bus wieder auftauchen müssen, doch er war nicht mehr zu sehen.
Ich wurde nachdenklich und mißtrauisch. »Fahr mal langsamer«, wies ich Bill an.
»Wieso?«
»Der Bus ist verschwunden.«
Bill lachte. Es klang nicht ganz echt. »Was geht uns der Bus an? Moment mal.« Plötzlich wurden seine Augen groß. »Oder meinst du vielleicht, John…«
»Gar nichts meine ich. Ich finde es nur etwas ungewöhnlich, daß so mir nichts dir nichts ein normaler Linienbus von seiner Hauptstrecke verschwindet. Da stimmt doch was nicht.«
»Kann sein.«
Wir hatten die Einmündung fast erreicht. Bill kickte den Blinker, dann rollten wir auf dem schmalen Weg weiter, der zum Glück asphaltiert war.
Und wir sahen den Bus.
Er fuhr geradeaus weiter, an einem langen Waldstück entlang, das

links den Weg begrenzte. Rechts begannen weite Felder und auch Wiesen.

»Jetzt bin ich wirklich mal gespannt«, murmelte ich…

***

Ihre Beine zitterten, die Arme vibrierten.

Gaby Mansfield hatte Angst. Große Angst sogar. Und sie hatte sich auch nicht an die schreckliche Situation gewöhnen können.

Die Furcht hockte ihr wie ein Alp im Nacken und bedrückte sie stark.

Der Anführer stand hinter ihr. Obwohl er die Waffe nicht mehr in der Hand hielt, reichte allein seine Anwesenheit aus, um jeden Widerstandswillen zu unterdrücken. Gaby sagte keinen Ton, doch ihre Gedanken spielten verrückt.

Wenn wenigstens ihr Mann dagewesen wäre, vielleicht hätte der einen Ausweg gewußt, aber so war alles deprimierend. Sie war völlig auf sich allein gestellt.

Von Geiselnahmen und ähnlichen Dingen hatte sie bisher nur aus der Zeitung erfahren oder die Bilder im Fernsehen gesehen.

Auch in der Ausbildung war nicht darüber geredet worden, man hielt so etwas nicht für möglich. Nun war der Fall eingetreten.

Ein Bus voller Geiseln in der Hand von höllischen Kreaturen. Das war kaum zu begreifen, wenn sie das jemandem erzählte, würde ihn dieser für eine Lügnerin halten.

Und doch eine Tatsache.

Was tun?

Weiterfahren, nur weiterfahren. Stur geradeaus blicken, auf das graue Band der Straße, und um Himmels willen nur nicht die Angst auf die Fahrweise übertragen. Das gäbe ein Unglück. Aber wäre es wirklich so schlimm? Was würde geschehen, wenn sie den Wagen einfach in den Graben fuhr? Ein Unfall, alle Fahrer würden anhalten, um nachzusehen. Nur brachte sie damit auch andere in Gefahr. Diese Möglichkeit wollte sie als letzte gebrauchen.

Sie wunderte sich darüber, wie ruhig sich die Fahrgäste verhielten. Keiner schrie, es gab keine Panik, alle blieben normal auf ihren Plätzen sitzen.

Und normal hockte auch die Horror-Oma auf ihrem Platz. Sie schaute stur geradeaus, während sie selbst verzweifelt nach einer Lösung aus der Falle suchte. Beide Hände hatte sie um den Griff des Stockschirms gekrallt, während sie und die beiden Kinder von Edna, der Blutsaugerin, nicht aus den Augen gelassen wurden.

Diese Bestie war auf sie fixiert.

Auch die Mädchen hatten sich wieder gefangen. Eine der beiden Kleinen fragte: »Was sind das für welche?«

Lady Sarah schaute die Fragerin an und entdeckte das kleine

Muttermal am Hals. »Bist du Marylin?«
»Ja.«
»Das sind böse Kreaturen, mein Kind.«
»Und was sind Kreaturen?« wollte Jeanie wissen. »Menschen?«
»Ja, auch das.«
»Warum sind die so grün?«
»Ich weiß es nicht, Kind.«
»Dürfen wir denn nicht zu unserer Mutter?« fragte Marylin.
»Nein, mein Schatz, die anderen würden es dir sicherlich nicht erlauben.«
»Soll ich sie fragen?«
Diese Kinder, dachte Mrs. Goldwyn. Nehmen das alles nicht so schwer, weil sie noch nicht begriffen. Vielleicht hatten sie es deshalb am besten. Sie ahnten nicht, in welch einer tödlichen Gefahr sie schwebten. Sobald der Bus die Straße würde verlassen, ging es rund. Dann würden die Vampirzombies ihr wahres Gesicht zeigen, denn sie brauchten Blut, um zu existieren.
Edna kicherte. »Die beiden gefallen mir«, sagte sie mit einer seidenweichen, widerlich klingenden Stimme. »Sie gefallen mir sogar sehr gut. Ich werde mich…«
»Halten Sie den Mund!« fuhr Sarah Goldwyn die Frau an.
»Was willst du, alte Vettel? Das ist ja widerlich. Dir werden wir das Genick brechen, das Gezeter von dir widert mich an. Aber das Blut der Kinder, das ist gut.« Edna stand auf und wollte sich auf die beiden Mädchen stürzen.
Lady Sarah war jetzt alles egal. Auch wenn sie sich selbst dabei in höchste Gefahr begab, konnte sie nicht zulassen, daß die Vampirin die Kinder angriff.
Mit dem bleigefüllten Griff schlug Lady Sarah zu. Der Griff klatschte gegen das rechte Auge der Untoten. Es gab ein dumpfes Geräusch, und die Blutsaugerin schrie auf. Obwohl sie keinerlei Schmerzen spürte, war sie doch überrascht worden. Sie schüttelte den Kopf wie ein Boxer, der einen Treffer gelandet hatte und fauchte die Horror-Oma an.
»Du kommst mir nicht davon, das hast du nicht umsonst getan, du widerliche…« Den Rest verstand keiner, die Vampirin verschluckte ihn, aber sie warf sich auf Lady Sarah zu.
Auch Ricardo Ray griff nicht ein. Er ließ Edna wirken. Ein Exempel konnte nicht schaden.
Wieder reagierte Mrs. Goldwyn. Sie drehte den Schirm, und Edna fiel genau in die Spitze hinein, die allerdings nicht so spitz war, daß sie ihren Körper hätte durchdringen können, doch es reichte, um Edna zurückzudrängen.
Sie fiel wieder auf ihren Sitz.

Ihr Gesicht hatte sich noch mehr verzerrt. Sie war von dem Widerstandswillen der Frau überrascht und gleichzeitig ungeheuer aufgebracht. So etwas war ihr noch nie vorgekommen. Eine Frau, die sich gegen sie stellte, und diese Frau war noch alt dazu.

Zuerst hatte die Horror-Oma ja nachsetzen wollen, doch sie hielt sich zurück, denn ihr war etwas eingefallen, an das sie zuvor nicht gedacht hatte.

Das kleine Kreuz.

Es war ein Talisman, den sie immer um ihren Hals trug und den ihr ein alter Mönch mal geschenkt hatte. Das Kreuz war geweiht, sie wußte es.

Und wovor hatten Vampire Angst? Unter anderem vor einem Kreuz. Leider war es nur winzig, nicht so groß wie das, das John Sinclair trug, aber es bedeutete eine geringe Chance.

Edna kam.

Da hatte die Horror-Oma das Kreuz hervor geholt. Sie hielt es nicht offen, sondern in ihrer Hand versteckt. Als die Vampirin gegen sie fiel, da öffnete sie die Faust und drückte das Kreuz gegen die Wange der Untoten.

Edna zuckte hoch.

Ein gellender, nicht menschlicher Schrei drang aus ihrem Mund, der schaurig durch den Bus zitterte und den Menschen eine Gänsehaut über den Körper jagte.

Edna schrie und schrie. Sie taumelte in den Gang hinein, schlug um sich, traf Freund und Feind, und jeder sah, was die Berührung mit dem Kreuz bei ihr angerichtet hatte.

Auf der Wange befand sich ein Brandmal. Ebenso groß wie das Kreuz. Es hatte diesen Abdruck hinterlassen, eine Kerbe in der Haut, aus der Qualm in dünnen Schwaden kroch.

Edna gebärdete sich wie toll. Sie taumelte nach hinten, heulte, schrie, keuchte und spie eine wässrige rote Flüssigkeit aus. Sie war geschwächt, sogar so sehr, daß sie zusammensackte und im Gang sitzenblieb.

Die Kinder begannen zu weinen. Das hielten ihre Nerven nicht durch. Auch die Erwachsenen blieben nicht mehr still. Unruhe wurde laut, und Ricardo Ray, der bis jetzt nur dagestanden und auf seine Schwester gestarrt hatte, merkte, daß ihm das Ruder langsam aus der Hand genommen wurde, was er auf keinen Fall zulassen konnte.

Er verließ seinen Platz und sprang auf Mrs. Goldwyn zu.

Die hatte mit einer ähnlichen Reaktion gerechnet. Blitzschnell streckte sie ihre rechte Hand aus und hielt dem Blutsauger das Kreuz vors Gesicht.

»Wage es nicht!« schrie sie. »Wage es nicht, du Bestie. Ich werde dich sonst vernichten!«

In Rays Augen glühte es. Tief in seinen Pupillenschächten brannte ein unheilvolles Feuer. Aus der Kehle drang ein gefährliches Knurren, dann ging er zurück und zog seine Pistole. Blitzschnell senkte er die Mündung, so daß sie auf Lady Sarahs Kopf zielte.

»Was hindert mich daran, dich zu töten?« flüsterte er heiser. »Was hindert mich daran?«

Lady Sarah gab keine Antwort. Aber sie hatte Angst. Ihr Herz klopfte schneller. Die Echos der Schläge dröhnten in ihrem Kopf nach. Wenn der abdrückte, war alles zu spät.

Die anderen Vampirzombies waren ebenfalls aufgesprungen.

Nur Edna hockte im Gang. Alle wollten sie miterleben, wie Ricardo Ray Lady Sarah erschoß.

»Drück ab!« kreischte die Untote vom Boden her. »Drück endlich ab. Ich will sie tot sehen und ihr Blut!«

»Ja, ich tu's!« knirschte Ray.

Lady Sarah wurde aschfahl. Sie zitterte plötzlich. Nie hätte sie gedacht, daß sie mal erschossen werden würde.

Auch Gaby Mansfield hatte mitbekommen, was in ihrem Rücken geschah, obwohl sie fuhr. Der große Innenspiegel erlaubte es ihr.

Und sie wollte nicht, daß diese mutige Frau starb. Sie selbst konnte kaum etwas tun, sie mußte auch an die anderen denken, doch sie setzte eine verzweifelte Idee in die Tat um.

Sie drehte das Lenkrad blitzschnell nach links. Ruckartig ging das und ohne Vorwarnung.

Die Wirkung war frappierend.

Alle, die standen, bekamen die plötzliche Reaktion zu spüren.

Sie flogen nach rechts, fielen zwischen die Sitze in den Gang, und auch Ricardo Ray konnte sich nicht mehr halten. Er purzelte ebenfalls zu Boden. Sein Hinterkopf krachte gegen eine Haltestange, doch er spürte keine Schmerzen. Der plötzliche Ruck hatte ihn nur aus dem Konzept gebracht, und es dauerte, bis er sich wieder gefangen hatte.

Die Erwachsenen schrien ebenso wie die beiden Kinder. Einige von ihnen spürten die Körper der Untoten auf sich und rechneten damit, gebissen zu werden.

Noch zögerten die Blutsauger. Das Ereignis hatte sie zu sehr überrascht. Einer jedoch wollte das Durcheinander ausnutzen.

Ein Mann war es, der dicht an der hinteren Tür saß. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um die Klinke zu ergreifen. Paul, der in seiner Nähe gestanden hatte, war durch den Ruck zu Boden geschleudert worden und ging erst jetzt daran, sich zu erheben, wobei er eine Hand um einen Sitzgriff klammerte.

Der Mann rutschte zur Seite, spürte das kühle Metall der Klinke und wollte sie nach unten drücken.

Er schaffte es auch.

Im gleichen Augenblick stand Paul wieder auf den Beinen. Als die Tür aufschwang, warf er sich vor und hieb beide Fäuste gegen den Kopf des Mannes.

Der hatte Glück, weil er mit der Stirn gegen das Polster schlug und nicht gegen eine Haltestange. Der Vampir aber griff über seinen Rücken hinweg, faßte den Griff und rammte die Tür zu.

Dann fuhr er herum und warf sich über das Opfer. Er war wahnsinnig, packte den Mann, schleuderte ihn auf den Rücken. Sein Opfer lag jetzt auf der Rückbank, hatte die Augen weit aufgerissen und starrte in das verzerrte Gesicht des Vampirs dicht über dem seinen.

Er sah die Zähne.

Diese langen Hauer, die fast bis zur Unterlippe reichten und ruckartig nach unten stießen.

Der Mann bäumte sich auf, als er die scharfen Schmerzen an seinem Hals spürte, die kalten Lippen auf seiner Haut, und dann hatte er das Gefühl, die Umgebung wäre in Watte getaucht worden. Er bekam nichts mehr mit, wurde nur immer blasser…

Es war still geworden. Nur das Motorengeräusch drang an die Ohren der entsetzten Menschen, wurde aber von einem anderen übertönt.

Sie sahen nichts, weil die hohen Rückenlehnen ihnen den Blick auf die Rückbank versperrten.

Aber sie hörten es…

Wie Messerstiche drangen ihnen die Geräusche unter die Haut, und sie wußten, welches Schicksal auch ihnen bevorstand. Jetzt hatten die Kreaturen ihr wahres Gesicht gezeigt.

Gaby Mansfield fuhr.

Sie sah die lange Kurve, aus ihren Augen rannen die Tränen und legten einen Schleier vor ihre Pupillen. Denken und fühlen konnte sie nicht mehr, was sie tat, das machte sie automatisch.

Sarah Goldwyn hielt die beiden Kinder und das Kreuz fest umklammert. Dabei konnte sie ihren Blick nicht von dem Anführer der Meute lösen, der sich langsam erhob.

Würde er schießen?

Nein, er steckte die Waffe weg, schaute nicht sie an, auch nicht das Kreuz, sondern blickte durchs Fenster.

Und er sah den Weg!

»Fahr da rein!« schrie er Gaby an, so daß sie heftig zusammenzuckte. »Los, worauf wartest du noch!«

Sie blinkte. Und sie dachte daran, daß sie dieser Weg in den Tod führen konnte.

Der Bus packte die Kurve. Schon bald schmatzten die Reifen über den Belag.

Links wuchs der dichte Wald, rechts waren die Felder. Kein Gehöft in

der Nähe, kein Dorf.

Eine bessere Stelle hätten sich die Kreaturen für ihre grausamen Pläne nicht aussuchen können.

Sie standen wieder auf den Beinen. Als letzter erhob sich Paul.

Blut beschmierte sein Kinn, die Augen leuchteten die Bestie hatte sich gestärkt.

Auch Edna war in die Höhe gekommen. Nur hatte das Kreuz weitere Spuren hinterlassen. Ihre linke Gesichtshälfte war verbrannt. Weiß schimmerten die Knochen.

Aber sie war noch immer rasend. Denn sie sah, daß ihr Bruder Blut getrunken hatte.

»Du… du!« keuchte sie. »Du hast schon getrunken. Und ich?«

Sie wirbelte herum, schaute Ricardo Ray an, streckte den Arm vor und zeigte mit dem Mittelfinger auf ihn. »Gib uns endlich das, was wir brauchen!« keifte sie.

»Ja, ihr könnt es euch nehmen. Sie soll anhalten, dann…« Er sprach nicht mehr weiter, weil Ernest einen heiseren Schrei ausgestoßen hatte. Ein zufälliger Blick aus dem Heckfenster hatte ihm gezeigt, daß der Bus verfolgt wurde.

»Da ist ein Wagen!« kreischte er. »Wir werden verfolgt…«

***

Sekundenlang sprach niemand ein Wort, so daß das Geräusch des Motors überlaut zu hören war.

Ricardo Ray eilte mit Riesensätzen durch den Bus, kniete sich auf die hintere Bank und schaute durch die Scheibe.

Es stimmte, sie wurden verfolgt.

Soeben war ein roter Wagen in den schmalen Weg eingebogen, dessen Blinker noch aufleuchtete, dann aber verglühte.

Ray ballte die Hände. Seine Augen funkelten. Er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte und wollte auch nicht an einen Zufall glauben. Hier fuhren höchstens Bauern her, die aber nicht in einem Porsche. Gesehen hatte er den Wagen auch noch nie. Von der Polizei schien er zudem nicht zu sein, was bedeutete er dann?

Ricardo Ray rannte wieder zurück.

Mit Genugtuung bemerkte Lady Sarah die Aufregung des Blutsaugers. Seine Blicke irrten hin und her, dann stellte Ryan Rogers schon die berechtigte Frage.

»Was sollen wir machen?«

»Es sitzen höchstens zwei Personen in dem Fahrzeug«, sagte Ray nach einer Weile des Nachdenkens, wobei er nicht merkte, daß Gaby Mansfield die Geschwindigkeit gedrosselt hatte. »Und mit zwei Personen mehr oder weniger werden wir fertig. Wir halten an, und ihr, meine Freunde, duckt euch. Sollten die anderen wissen wollen,

was geschehen ist, dann werdet ihr nur das sagen, was ich euch jetzt mitteile. Die Kinder müssen zur Toilette. Okay?«

Nicken.

»Hast auch du das verstanden?« schrie Ray Gaby Mansfield an.

Er war nervös, denn dieser Bluff stand auf tönernen Füßen.

»Ja!« lautete die Antwort.

»Dann ist ja alles klar.« Ray schaute nach, ob seine Artgenossen in Deckung lagen.

Sie waren es.

»Alles klar«, sagte er. »Stoppen.«

Gaby Mansfield drückte auf das Bremspedal…

***

»Ich bin nur gespannt, wo die hinwollen?« murmelte Bill Conolly und ging noch mehr vom Gas. Im zweiten Gang schaukelten wir dahin.

»Bestimmt nicht nach Southampton.«

»Und jetzt halten sie.«

Die roten Augen am Heck glühten auf. Der schwere Bus hielt an. Wir befanden uns etwa 30 Yards dahinter, und auch Bill Conolly tippte auf die Bremse.

»Was jetzt?« fragte er.

»Wir steigen aus.« Während meiner Antwort hatte ich schon die Tür aufgestoßen und schwang meine lange Beine ins Freie. Bill folgte ein wenig später, so daß ich als erster auf den Bus zuschlenderte.

Ich hatte erwartet, daß die Türen geöffnet wurden und Menschen ausstiegen, das geschah nicht, alles blieb ruhig. Der Bus kam mir wie ein Raubtier aus Blech vor, das auf irgend etwas lauerte und auf dem Sprung stand.

Ich hatte ihn erreicht und schritt an der rechten, der Fahrerseite, entlang. Leider lagen die Fenster etwas hoch. Ich konnte hin und wieder nur die Umrisse eines Gesichts erkennen, doch niemand winkte mir zu oder machte sich sonst irgendwie bemerkbar.

Dann vernahm ich ein bekanntes Zischen. Noch bevor ich die Fahrertür erreichte, schwang sie auf.

Eine Busfahrerin kletterte heraus und blieb auf der untersten Stufe stehen.

Ich lächelte. »Guten Tag«, sagte ich.

Sie erwiderte den Gruß.

Ohne sich groß auszukennen, war zu sehen, daß mit der Frau irgend etwas nicht stimmte. Sie war blaß, hatte aber gleichzeitig verweinte Augen.

Beides erweckte mein Mißtrauen. Hinzu kam die Ruhe innerhalb des Busses. Ich versuchte einen Blick hineinzuwerfen, doch die Fahrerin stand so, daß sie mir die Sicht verdeckte.

Absicht?
»Ist bei Ihnen alles klar?«
»Ja, wie kommen Sie darauf?«
»Nur so. Ich wunderte mich, daß Sie plötzlich vom Weg abbogen. Ich bin übrigens Oberinspektor Sinclair, damit Sie sehen, daß ich nicht ohne Grund frage.«
»Po… Polizei?«
»Ja, Miß…«
In ihren Augen blitzte es. Eine Warnung, ein Zeichen? Ich wußte es nicht, aber sie hatte mir signalisiert, daß einiges nicht stimmte.
Ich wußte jetzt Bescheid.
»Wir sind abgebogen, weil wir Kinder im Bus haben. Die mußten mal nötig.«
»Das ist natürlich ein Grund!« lächelte ich. »Nur sehe ich keine Kinder.«
»Die sind noch drin.«
»Wollen Sie die Kleinen nicht holen?« Ich fragte völlig harmlos und brachte die Fahrerin jedoch in schwere Verlegenheit.
»Ich weiß nicht, ich…«
Blitzschnell ging ich einen Schritt vor. Ehe die Frau es sich anders überlegen konnte, hatte ich sie gepackt und an mich gerissen. Dann huschte ich an ihr vorbei und warf einen Blick in den Bus.
Viel sah ich nicht.
Einen leeren Fahrersitz und einen Fuß, der auf mich zuschoß.
Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet und wurde deshalb völlig überrascht. Ich kam nicht schnell genug weg. Der Tritt traf mich genau unter der Kinnspitze.
Das war der berühmte Pferdetritt. Vor meinen Augen explodierte das Weltall zu zahlreichen farbigen Sternen. Ich merkte noch, wie ich nach hinten fiel und hörte Bill Conollys wilden Fluch.
Bewußtlos wurde ich nicht, aber ich dämmerte so dahin und sah den Bus, als würde er aus weichem Kaugummi bestehen, das jemand immer hin- und herzog, auf jeden Fall wechselte er laufend sein Aussehen.
Ich sah einen Arm aus der Türöffnung schnellen und hörte auch einen Schrei.
Die Fahrerin!
Sie wurde von der Hand gepackt und in den Bus gezogen. Dann peitschte ein Schuß, und dicht neben mir prallte die Kugel gegen den Straßenbelag.
Die Tür schloß sich.
Und ich lag hier zum Teil im Gras und zum Teil auf dem Asphalt und tastete nach meiner Kinnlade. Ein trauriges Bild für den Geisterjäger John Sinclair.

»Kannst du noch?« Das war Bill, der da fragte. Er hockte plötzlich neben mir.

»Ja, zum Henker.«

»Dann steh auf.«

Das schaffte ich allein nicht. Bill mußte helfen. Er hievte mich hoch.

Da fuhr der Bus ab. Es gab einen Ruck, die Reifen wühlten rechts neben dem Weg in den feuchten Boden, und wir hatten das Nachsehen. Bill ließ mich los. Ich schwankte noch, merkte aber, daß es mir langsam besser ging. Zum Porsche laufen konnte ich allein.

Ich ließ mich in den Sitz fallen und zog die Tür zu. Noch immer waren die Sehperspektiven etwas schief. Von Sekunde zu Sekunde besserten sie sich.

»Hinterher!« krächzte ich.

Bill lachte. »Glaubst du, ich schlafe?«

»Konnte ja sein.«

»Du hast es gerade nötig. Du siehst mit deinem Kinn aus wie ein Buntspecht. Dich so zu überraschen lassen…«

»Ja, ja, ich weiß. Du hättest es besser gemacht. Warum hast du eigentlich nicht eingegriffen?«

»Wegen der Geiseln.«

Das war verständlich. Aber wir mußten uns etwas einfallen lassen. Diese Vampirzombies hatten tatsächlich den Bus gekapert und sich eine hervorragende Ausgangsposition geschaffen. Wir würden nichts unternehmen können, solange sie die Menschen in ihrer Gewalt hatten. Zudem war einer von ihnen bewaffnet.

»Schlechte Karten, wie?« sagte Bill.

Ich nickte.

»Was machen wir.«

»Anhalten.«

»Wieso?«

»Der Bus hat doch auch gestoppt.«

Das stimmte. Am Ende dieser schmalen Straße hatte er gehalten. Auch das Waldstück führte nicht mehr weiter. Dafür breiteten sich vor uns Felder aus. Zwei Bauern fuhren mit ihren Treckern über die Äcker. Sie befanden sich aber ziemlich weit entfernt.

Plötzlich wurde die hintere Tür des Busses geöffnet. Im nächsten Augenblick kippte eine Gestalt nach draußen, prallte zu Boden und überschlug sich…

***

Lady Sarah zuckte zusammen, als hätte sie einen Peitschenhieb erhalten.

Mein Gott, die Stimme des Mannes draußen, die kannte sie. Die gehörte John - John Sinclair, dem Geisterjäger!

Es war wie ein Traum, aus dem Lady Sarah erwachte. Oder war es wirklich nur ein Traum?

Nein, die Stimme hatte sie sich nicht eingebildet. John Sinclair mußte draußen vor dem Bus stehen und mit der Fahrerin reden.

Mrs. Goldwyn versuchte, den Hals lang zu machen, um etwas zu erkennen, doch sie saß genau auf der anderen Seite, und das ärgerte sie.

»Was ist da?« fragte Jeanie.

»Da ist ein Freund von mir gekommen«, erklärte Lady Sarah.

»Wird er uns helfen?«

»Ganz bestimmt.«

»Und warum tut er das nicht?« wollte Marylin wissen.

»Warte erst einmal ab. Das ist nicht so einfach für meinen Freund. Aber er schafft es.« Was allerdings nicht so sicher war, denn soeben huschte der Anführer auf die Tür zu, schwang sich nach draußen, und Mrs. Goldwyn sah nur noch, wie sein Bein hochschnellte.

Lady Sarah hörte sein hämisches Lachen. Im nächsten Augenblick zog er sich wieder zurück, aber er hielt die Fahrerin an den Haaren gepackt. Wütend schleuderte er Gaby Mansfield auf den Sitz. Die Frau stieß sich den Rücken am Lenkrad, ihr Gesicht verzog sich, und abwehrend hob sie die Hände, weil sie mit Schlägen rechnete.

Doch der Blutsauger beherrschte sich. Er fuhr die Frau nur hart an. »Fahr weiter! Fahr so lange, bis ich anders entscheide. Hast du mich verstanden?«

Die Antwort war ein »Ja«, aber kaum zu verstehen.

»Dann mach.«

Gaby richtete sich wieder auf.

Der Vampir schnellte herum, wobei er sich mit einer Hand an der Griffstange festhielt. Sein düsterer Blick glitt über die anwesenden Fahrgäste und seine Artgenossen.

Und er sah auch den Mann, der von Paul gebissen worden war.

Er erhob sich von der Rückbank.

Ein knurrendes Geräusch drang aus seinem Mund, der halb offenstand, so daß jeder, der ihn anschaute, die beiden gelblich schimmernden Vampirzähne sah.

Der Biß hatte ihn zu einem Untoten gemacht!

Als Gaby Mansfield anfuhr, wäre er fast nach hinten gekippt.

Soeben konnte er sich noch festhalten.

Ricardo Ray streckte seinen Arm aus. »Du!« schrie er. »Sag mir, wie du heißt!«

»Arthur!«

»Okay, Arthur, du bist jetzt einer von uns. Willst du Blut, mein Freund?«

»Ja.«

Ray lächelte teuflisch. »Das kannst du haben, Arthur. Warte, ich komme zu dir.« Ricardo eilte durch den Gang und blieb vor dem neuen Vampir stehen. »Die Menschen hier sind für uns, das verstehst du sicherlich.« Er warf einen Blick durch die Scheibe und sah den roten Porsche, der langsam hinter dem Bus herfuhr.

»Aber da verfolgt uns ein Wagen, in dem zwei Männer sitzen. Die kannst du dir holen. Sie haben Blut genug. Machst du das?«

Gier glomm in den Augen des neuen Vampirs auf.

Ray glitt zur Seite und öffnete die Tür. »Komm!« lockte er den Untoten. Als dieser zögerte, packte Ray ihn an der Schulter, wirbelte ihn herum und stieß ihn nach draußen.

Hart prallte der Vampir auf den Boden, wo er sich überschlug.

Gaby Mansfield aber hatte gehalten, als sie sah, was sich im hinteren Teil des Busses abspielte.

»Fahr weiter!« brüllte Ray und zog die Tür zu…

***

Fast hätten wir den Mann noch überfahren. Bill bremste im letzten Augenblick. Dicht vor dem Körper des Mannes kam der rote Porsche zum Stehen.

Wir konnten ihn nicht sehen, weil ihn die flache Schnauze verdeckte. Er aber richtete sich auf, und ich sah seine Hände, mit denen er sich auf der Kühlerhaube abstützte.

Ich öffnete die Tür.

Das Gesicht des Mannes erschien. Mit dem offenen Mund und den beiden Vampirzähnen.

Da wußten wir Bescheid.

Gleichzeitig fuhr der Bus wieder an.

Ich mußte mich innerhalb von Sekundenbruchteilen entscheiden und tat es auch. »Kümmere du dich um unseren Freund!« rief ich Bill Conolly zu, während ich schon losrannte, um den verdammten Bus zu erreichen.

Bill war ebenfalls ausgestiegen. Und er hatte seine Beretta gezogen.

Der Untote schwang sich über die Motorhaube. Er wollte das Blut des Reporters.

Der stand so, daß die offene Tür einen Großteil seines Körpers deckte.

Als der Vampir auf ihn zuhechtete, gab er der Tür noch einmal Schwung, so daß sie gegen den Mann wuchtete und ihn zurückschleuderte. Er verlor sein Gleichgewicht und prallte zu Boden.

Bill verließ seinen Platz, wartete, bis sich der Vampir herumgewälzt hatte, senkte die Waffenmündung und schoß.

Die geweihte Silberkugel traf den Vampir mitten in die Brust und zerstörte sein unseliges Leben. Ein letztes Mal bäumte er sich auf,

dann verschwand der verzerrte Ausdruck aus seinem Gesicht und machte einem friedlichen Platz.

Er war erlöst.

Bill atmete auf, schaute nach vorn, und seine Augen wurden groß, während er flüsterte: »John, verdammt, bist du denn wahnsinnig geworden…«

***

Während Bill Conolly sich um den aus dem Fahrzeug geworfenen Vampir kümmerte, rannte ich auf den Bus zu. Am liebsten hätte ich ihm die Reifen zerstochen, aber dazu fehlte mir nicht nur die Zeit, sondern auch das Werkzeug.

Ich machte meine Beine lang, denn der Bus fuhr an.

Nun ist solch ein behäbiges Gefährt kein Sportwagen, der schneller starten als man schauen kann. Bei dem Bus dauerte es seine Zeit, bis der auf Touren kam.

Aus diesem Grunde kam ich auch an ihn ran und rannte sogar an der Fahrerseite entlang, bis ich den Einstieg erreicht hatte.

Jetzt wurde der Bus schneller.

Ich hielt das Tempo für drei Sekunden mit, hörte hinter mir einen Schuß und stieß mich ab.

Konnte ich es packen?

Für den Bruchteil einer Sekunde schwebte ich in der Luft, dann prallten meine Füße auf das Trittbrett des Einstiegs, und einen Atemzug später packten meine Hände zu. Ich umklammerte den großen Außenspiegel und hielt mich eisern fest.

Der Bus wurde schneller. Er holperte querfeldein, so daß es für mich schwieriger wurde, mich festzuhalten. Meine Füße hatte ich auf das Trittbrett gestemmt. Ich warf einen schnellen Blick nach links und sah das entsetzte, aber auch angespannte Gesicht der Fahrerin. Wie angeleimt hockte sie auf ihrem Sitz und hielt das Steuer fest umklammert.

Jemand klopfte an die Scheibe.

Das geschah hinter mir. Es gelang mir, den Kopf zu drehen, und meine Augen weiteten sich vor Überraschung. Das Gesicht jenseits der Scheibe kannte ich sehr gut.

In dem Zombie-Bus hockte keine geringere als Sarah Goldwyn, die Horror-Oma!

Trotz der Gefahr, in der wir ja alle schwebten, wirbelten die Gedanken durch meinen Kopf.

Wie kam sie in den Bus? War es Absicht oder ein Zufall? Egal wie, auf jeden Fall wußte ich, daß sich innerhalb des Busses jemand befand, der mich unterstützen würde. Es mußte mir nur noch gelingen, die Einstiegstür aufzuziehen.

Und das war schwer genug, wenn nicht sogar unmöglich, denn meine Lage war mehr als bescheiden.
Ich zog mich noch näher an die Tür heran und hielt mich nur mit einer Hand fest, weil ich mit der anderen die Klinke suchte.
Das schien auch Ricardo Ray gesehen zu haben. Er hielt sich direkt neben der Fahrerin auf, damit er sie im Auge hatte.
Er hatte mich längst gesehen, machte einen Schritt nach vorn und stand an der Tür.
Dann zog er seine Pistole.
Plötzlich bekam ich Angst. Dieser Hundesohn würde durch die Scheibe schießen und mich auch treffen, denn er konnte mich gar nicht verfehlen.
Mir blieb nur eine Chance!
Abspringen!
Da griff die mutige Fahrerin ein. Der Vampir hatte sich zwar abgestützt, um die Schwankungen des Busses auszugleichen, doch den plötzlichen Ruck konnte er auch nicht mehr egalisieren. Die Frau drehte das Volant heftig nach rechts.
Der Vampir kippte nach hinten.
Ich wurde auch von der Fliehkraft erfaßt und hatte Mühe, mich festzuklammern, schaffte es aber.
Selbst hier draußen hörte ich den Schrei, den Ricardo Ray ausstieß. Er mußte furchtbar wütend sein.
Und die Fahrerin riskierte noch mehr. Obwohl der Bus fuhr, ließ sie das Lenkrad los, sprang auf, eilte zur Tür und hämmerte ihre Hände auf den Griff.
Es war ein alter Bus. Bei ihm öffneten sich die Türen noch nach außen.
Sie schwang mir entgegen.
Ich machte mich flach und zog den Bauch ein, damit ich nicht getroffen wurde. Sie streifte mich noch, dann drückte der Fahrtwind sie bis zum Anschlag hin auf.
Jetzt konnte ich in den Bus schauen, denn die Frau fuhr wieder normal. Trotzdem schwankte und holperte das schwere Fahrzeug.
Der Boden war zu uneben. Regelrechte Gräben und Schlaglöcher bildeten ein wirres Muster, das das gesamte Feld durchschnitt. Es war schwer für mich, den Halt zu bewahren; ich kam mir vor wie in einer schmalen Schaukel. War mal oben, dann wieder unten, und ich mußte unbedingt versuchen, den Einstieg in den Bus zu schaffen.
Ricardo Ray war wieder aufgestanden. Die offene Tür hatte auch ihre Nachteile.
Ray konnte jetzt frei auf mich schießen.
Gebückt stand er da. Sein Gesicht war vor Wut und Haß verzerrt. Mit der linken Hand hielt er sich fest, die rechte fuhr in die Höhe, und so

legte er auf mich an.

Da griff Lady Sarah Goldwyn ein. Sie hockte noch immer auf ihrem Platz, weil sie die Kinder nicht ohne Aufsicht lassen wollte.

Aber sie hatte noch ihre Handtasche.

Die schleuderte sie dem Vampir entgegen.

Lady Sarah traf ihn mitten ins Gesicht. Ricardo Ray taumelte zurück. Durch das Eingreifen der Horror-Oma bekam ich Luft und konnte mich in den Bus schwingen.

»Halten Sie an!« brüllte ich der Fahrerin zu, als ich in dem schmalen Gang hinter dem Einstieg stand.

Gaby Mansfield bremste.

So abrupt, daß auch ich das Gleichgewicht verlor und nach vorn taumelte, wobei ich gegen die Konsole prallte.

»John!« Ich hörte Sarah Goldwyns Schrei, als es zu spät war und ich die Übersicht noch nicht wieder gewonnen hatte.

Der Hieb mit dem Pistolenkolben traf mich dicht unter dem Nacken in den Rücken und schleuderte mich nach vorn. Im nächsten Augenblick spürte ich etwas Kaltes an meinem Hals.

Es war eine Mündung!

***

Bill Conolly schaute sekundenlang auf den Toten. In seinem Magen bildete sich ein Klumpen. Es war kaum vorstellbar, daß dieser Mensch mal ein Vampir gewesen war.

Aber es hatte keine andere Möglichkeit gegeben. Der Reporter schüttelte die trüben Gedanken ab und stieg wieder in den Porsche.

Er erschrak, als er sah, daß der Bus bereits einen so großen Vorsprung gewonnen hatte. Und er sah seinen Freund John Sinclair immer noch am Einstieg hängen. Für Bill wurde es Zeit. Er warf sich in seinen Wagen und startete. Nach wenigen Yards begann das schlechte Gelände. Der Bus verkraftete so etwas besser als der flache Porsche. Die Rillen und Hindernisse waren so tief, daß der Wagen immer wieder mit dem Boden hart aufstieß und Bill Conolly durchgeschüttelt wurde.

Der Reporter dachte nicht an seinen Auspuff oder an den Unterbodenschutz, für ihn allein zählten die Menschen, die sich in den Klauen der Vampirzombies befanden. Die mußten unbedingt ausgeschaltet werden.

Bill fuhr noch schneller.

Bei jedem Schlag, der den Porsche von unten traf, verzog er das Gesicht. Bill schaffte es allen Widrigkeiten der Strecke zum Trotz, näher an den Bus heranzukommen.

Der Reporter holte gut auf.

Er sah auch, daß der schwere Bus einen Schlenker machte, dann

weiterfuhr und sein Freund John Sinclair innerhalb des Fahrzeugs verschwand.

Dann stoppte der Bus.

Auch Bill Conolly hielt an. Zwei Sekunden überlegte er, ob er näher heranfahren sollte, denn es trennten ihn noch ungefähr Yards von dem roten Fahrzeug.

Bill entschied sich dafür, den Porsche stehenzulassen. Er stieg aus und rannte auf den Bus zu…

***

Der faulige Atem des Vampirs traf meine Nase, der Druck an meinem Hals ließ nicht nach.

»Jetzt kannst du zittern, John Sinclair!« zischte Ricardo Ray. »Richtig zittern, denn du hast nur wenige Sekunden zu leben, du verdammter Hund!«

Obwohl er leise gesprochen hatte, wurden seine Worte auch in den hinteren Reihen verstanden. Es war still geworden. Die Menschen, die vielleicht wieder Hoffnung geschöpft hatten, saßen deprimiert auf ihren Plätzen und wurden von den grünhäutigen Vampirzombies nicht aus den Augen gelassen.

Der Tod und das Grauen hatten Einzug gehalten. Meine Lage war mehr als unbequem.

Ich hing über der Konsole, hatte die Arme ausgestreckt und mich mit meinen gespreizten Händen am unteren Rand der Scheibe abgestützt. Rechts von mir saß die Fahrerin. Diese mutige Frau hatte alles versucht, doch sie war ebenso wie ich nicht in der Lage gewesen, die Vampire zu besiegen. Unglückliche Umstände hatten uns einen Streich gespielt.

Ich hörte Schritte.

Sehen konnte ich nicht, wer da ankam, aber ich vernahm die geifernde Frauenstimme.

Es war Edna, die Schwester des ehemaligen Chemikers.

»Überlaß ihn mir, Ricardo. Kill ihn noch nicht. Ich will sein Blut!«

»Nein, bleib da!« schrie der Vampir. Ich merkte, wie die Mündung der Waffe zitterte.

»Verschwinde, Edna!«

»Nein, Ray, ich will ihn!«

»Nimm dir die Alte!«

Edna heulte vor Wut auf. »Die hat das Kreuz. Wir nehmen sie uns später vor!«

»John Sinclair gehört mir!« Wie Ray das sagte, klang es endgültig, und auch Edna kannte ihren Bruder, sie machte einen Rückzieher.

Wie auch alle anderen, so hatte Lady Sarah Goldwyn ebenfalls meine »Niederlage« mitbekommen. Nur war die Horror-Oma vor Schrecken

nicht so starr, daß ihr Gehirn ebenfalls eingefroren war. Im Gegenteil, sie dachte nach. Ihre Gedanken arbeiteten fieberhaft. Sie suchte nach einem Ausweg und danach, wie sie mir am besten helfen konnte. Gleichzeitig wollte sie auf keinen Fall die beiden Mädchen in Gefahr bringen, deshalb mußte sie vorsichtig zu Werke gehen.

Noch immer hatte sie das Kreuz. Der kleine goldene Talisman wurde von ihrer rechten Hand umschlossen. Er war nicht zu sehen, aber die Horror-Oma spürte ihn.

Und sie ahnte, daß Ray mit seiner Drohung ernst machen würde, als er mit seiner Schwester fertig war.

Deshalb griff sie ein.

»Ich würde Sinclair nicht töten«, sagte sie, und ihre Stimme durchbrach die Stille.

Der Vampir hörte sie, reagierte jedoch nicht.

Lady Sarah wurde forscher. »Haben Sie mich nicht verstanden, Mr. Langzahn?«

Sie sprach bewußt forsch, wollte den Blutsauger reizen, und der ließ sich auch darauf ein.

Er drehte den Kopf.

Da gab die Frau ihre letzte Waffe aus der Hand. Sie schleuderte das kleine goldene Kreuz auf den Untoten zu.

Der sah das Kruzifix, seine Augen wurden groß, und er mußte weg, um nicht getroffen zu werden.

50 zu 50 standen die Chancen!

Würde er noch schießen?

Nein, er huschte zur Seite. Das Kreuz verfehlte und klirrte gegen die Frontscheibe.

Dieses Geräusch machte mich munter. Ich sah das kleine Kruzifix, wie es an der Scheibe entlang herunterrutschte und auf die Konsole fiel.

Auch der Druck verschwand von meinem Hals.

Gleichzeitig geschahen zwei Dinge.

Bill Conolly stieß die hintere Tür auf, und um Lady Sarahs Hals legten sich zwei kalte Totenklauen…

***

Ich federte herum.

Es war eine blitzschnelle und gleitende Bewegung. Dabei winkelte ich den Arm an und streckte ihn sofort wieder aus, um mit der Handtasche zuzuschlagen.

Ich hieb dem Blutsauger fast den Kopf von den Schultern. Er flog zurück und prallte gegen seine Schwester, die ich aus den Augenwinkeln wahrnahm und ihr entstelltes Gesicht sah.

Die Beretta hatte ich aus der Hand geben müssen, als mich Ray mit

der Walther bedrohte. Sie lag auf der Konsole, und ich konnte sie mir schnappen.

Natürlich hatte ich mit dem Schlag den Vampir nicht ausschalten können, er war schließlich kein Mensch, solche Treffer steckte er weg, ich bekam nur ein wenig Luft.

Als ich mit der Beretta in der rechten Hand abermals herumfuhr, hörte ich die Stimme meines Freundes.

»John!«

Ich zögerte.

Bill hatte es tatsächlich geschafft, sich unbeobachtet an den Bus heranzuschleichen und die Tür zu öffnen. Den Einstieg überwand er mit einem Satz, rief meinen Namen, machte aber gleichzeitig auf sich aufmerksam.

Es war Ernest, der ihn angriff.

Der grünhäutige Vampirzombie hatte hinter dem vorletzten Sitz in Deckung gelegen und schnellte hoch. Es war eine huschende Bewegung. Bill schwenkte zwar noch den Arm und drückte auch ab, gleichzeitig traf auch ein Schlag des Vampirs seine Waffenhand. Der Reporter verriß den Schuß, und die Kugel fuhr in die Decke des Fahrzeugs.

Zu einem zweiten ließ der Blutsauger den guten Bill nicht mehr kommen. Er wuchtete sich über die Rückenlehne des leeren Sitzes hinweg und schmetterte seine Fäuste gegen Bills Brust.

Der Reporter kippte zurück. Dicht neben der Tür fiel er auf den Sitz. Bevor er seine Waffe auf den Grünhäutigen richten konnte, hatte dieser Bills Arm gepackt und hebelte ihn zur Seite. Sein Griff war so hart und der Ruck so wuchtig, daß Bill aufschrie, weil die Schmerzen bis in seine Schulter strahlten.

Er ließ die Waffe los.

Sie fiel erst auf den Sitz, und der Vampir schob sie unbeabsichtigt zur Seite, so daß sie über die Kante rutschte und auf den Boden des Busses fiel.

Bill befand sich in einer schlechten Lage. Er konnte sich nur mit dem linken Arm verteidigen, der rechte schmerzte zu sehr, und er schien sogar ausgekugelt zu sein.

Bill biß so hart die Zähne zusammen, daß ihm das Wasser in die Augen trat.

Der Vampir war wie von Sinnen. Ein regelrechter Blutrausch überkam ihn. Er wollte seine beiden Eckzähne in Bill Conollys Hals hacken, doch der Reporter nahm den Kopf zur Seite. Der Vampir verfehlte ihn und schlug die Hauer in das Leder der Rückenlehne.

Bill hob seinen linken Arm an und hieb dem Blutsauger den Ellbogen in den Nacken.

Der Vampir knurrte nur. Mit beiden Händen krallte er sich an dem

Reporter fest. Da Bill seinen rechten Arm nicht benutzen konnte, fehlte ihm die Stütze auf der anderen Seite. So gelang es dem Untoten, Bill Conolly wegzuziehen.

In Richtung Ausstieg!

Bill kippte. Er bekam noch einen harten Stoß, wurde vorgeschleudert, hörte einen Schuß und fiel zusammen mit dem Vampir kopfüber aus dem Bus.

In den nächsten zwei Sekunden wußte der Reporter nicht, wo oben oder unten war. Er hatte dennoch Glück, denn der Blutsauger kam unter ihm zu liegen, so war der Aufprall für Bill nicht ganz so hart. Trotzdem schüttelte er ihn durch, und sein rechter Arm schien bis zur Schulter hinauf in Flammen zu stehen.

Mit der linken Hand schlug Bill ein paarmal zu, traf auch den Rücken des Gegners, doch die Schläge waren für ihn nur mehr Mückenstiche. Er spürte sie kaum.

Statt dessen wälzte er sich auf die andere Seite und setzte dabei seine höllischen Kräfte ein, denen Bill nichts entgegenzusetzen hatte. Durch die Drehung gelang es dem Blutsauger, sich den Reporter so zurechtzulegen, daß Bill unter ihm lag.

Jetzt konnte Ernest, der Vampir, an seine Kehle!

***

Lady Sarah spürte die eiskalten Vampirklauen an ihrem Hals und zuckte zusammen. Selten in ihrem Leben war sie so überrascht worden, mit diesem Angriff hätte sie nie gerechnet.

Sie keuchte und saugte pfeifend die Luft ein.

Ryan Rogers, der Vampir, drückte stärker zu. Undefinierbare Laute drangen aus seinem Maul, der faulige Atem streifte das Gesicht der alten Dame, und die Angst schoß in ihr hoch.

Auch die beiden Kinder hatten bemerkt, was geschehen war.

Marylin reagierte als erste. »Laß sie los!« schrie das Mädchen.

»Laß sie los!«

Sie und ihre Schwester schlugen mit den kleinen Fäusten nach dem Blutsauger.

Ich wurde durch ihre Rufe aufmerksam.

Bisher hatte ich mich auf Bill Conolly konzentriert, der am Ende des Ganges erschienen war. Ich bekam mit, wie er von einem Vampir angegriffen und auf die Bank gedrückt wurde. Bill schoß auch, ich sah nur die Feuerblume aber nicht, ob die geweihte Silberkugel auch getroffen hatte.

Ich wollte Ricardo Ray.

Doch der war verdammt raffiniert und auch schnell. Er wußte ebenfalls, daß meine Kugeln für ihn tödlich waren, floh und packte seine Schwester Edna an den Hüften.

Bevor ich reagieren konnte, hatte er sie hochgestemmt und gegen mich geworfen.

Es war zu eng, ich kam nicht schnell genug weg. Edna prallte gegen mich, ich sah das halb zerstörte Gesicht, in dem die bleichen Knochen schimmerten und die wilde Angriffswut, mit der sie mich vernichten wollte.

Edna bekam mein Knie zu spüren. Ihre Arme rutschten ab, sie krümmte sich, ich hob den Fuß, trat zu und stieß sie in den Gang.

Jetzt hatte ich für einen Moment freie Bahn.

Ich sah die Panik in Rays Augen, doch da riß mich das Schreien der Kinder herum.

Mit Entsetzen erkannte ich, daß einer der grünhäutigen Vampire den Hals der alten Frau umklammert hielt. Er hievte sie sogar hoch, die Kinder schlugen auf ihn ein, Lady Sarahs Gesicht war schon leicht bläulich angelaufen, nur auf den Wangen tanzten hektische, rote Flecken.

Eine Sekunde zögern konnte ihr Leben kosten.

Deshalb ließ ich Ray fahren und wandte mich der alten Dame zu. Mit einem gewaltigen Satz überwand ich die Distanz, prallte auf sie und hieb mit dem Lauf in das Gesicht des würgenden Blutsaugers.

Er fauchte nur und ließ nicht los.

Ich schoß.

Aus einer Handbreit Entfernung traf die Silberkugel ihn voll in den Kopf. Ich konnte gar nicht vorbeischießen. Zudem war es wirklich die letzte Möglichkeit gewesen, das Leben der Horror-Oma zu retten.

Der Vampir verschwand.

Auch die Hände lösten sich, sie rutschten an der Hinterseite des Sitzes entlang. Schwer fiel der Blutsauger zwischen die gepolsterten Bänke und blieb dort liegen.

Wahrscheinlich würde er zu Staub werden.

Neben mir schnappte Sarah Goldwyn verzweifelt nach Luft. Die Augen rollten in den Höhlen, ihre Lippen zitterten.

»Geht's wieder?« fragte ich hastig.

Sie nickte.

Die beiden Kinder schauten mich an wie einen Geist. Dann sah ich das Erschrecken in ihren Augen und ahnte, daß hinter meinem Rücken etwas Schlimmes passierte.

Da hörte ich schon die gellenden Schreie.

Es war Gaby Mansfield, die sie ausgestoßen hatte. Denn sie wurde von Edna attackiert. Die Fahrerin hockte noch immer auf ihrem Sitz, doch der weibliche Vampir hatte sie angesprungen und ihren Körper gegen das große Lenkrad gedrückt.

Verzweifelt stemmte sich Gaby gegen den Druck der Untoten.

Sie schlug, sie stieß mit den Knien, dem Kopf, sie versuchte alles, sich

aus dem Griff zu befreien.
Es nutzte nichts.
Die andere war stärker.
Immer weiter neigte sich der Kopf der Fahrerin nach hinten, dem Loch zwischen den Speichen zu.
Und Edna lag auf ihr.
Die Schreie waren verstummt.
Ich packte Edna an der Schulter, wirbelte sie mit eisenhartem Griff herum, sah die Blutstropfen an ihrem Mund und wußte nicht genau, ob sie auch von der Fahrerin stammten.
Wuchtig schleuderte ich Edna auf die offene Tür zu. Sie krachte noch gegen den Trennbalken, rutschte ab, aber schaffte es nicht mehr, sich zu fangen, sondern bekam das Übergewicht und fiel nach draußen.
Ich folgte ihr, blieb vor dem Ausstieg stehen und wartete, bis sie halb hochkam.
Dann feuerte ich.
Die Kugel hieb in den Körper des blutsaugenden Geschöpfs und zerstörte ihn endgültig.
Zwei Vampirzombies hatte ich erledigt.
Noch waren drei übrig. Und darunter befand sich auch der Anführer, Ricardo Ray.
Ich drehte mich wieder.
Nun trat das ein, was ich bereits die ganze Zeit über befürchtet hatte.
Es brach eine Panik aus.
Das Innere des Zombie-Busses verwandelte sich in eine Hölle, denn die Vampire drehten durch…

***

Vergebens kämpfte Bill Conolly gegen den Druck und die Kraft des Blutsaugers an. Er lag unten, der andere hatte alle Trümpfe in der Hand. Und Bill konnte nur einen Arm bewegen, den linken.
Zum Glück lag der frei, so daß Bill ihn anwinkeln konnte, und als der Vampir zubiß, legte Bill Conolly seinen Arm quer vor die Kehle. Der Reporter trug eine hellgrüne Lederjacke, die Zähne hieben hinein, trafen nicht seine Haut.
Der Vampir keuchte wütend.
Bill rammte seinen Kopf nach oben.
Er schrie selbst auf, als er mit der Stirn einen der beiden Zähne traf. Dieser Zahn war dem Aufprall nicht gewachsen, er brach ab.
Eigentlich war es zum Lachen, doch Bill konnte das nicht. Seine Hand krallte sich im Haar des Untoten fest und zog daran. Er riß den Kopf des Blutsaugers zurück und hielt eisern fest. Gleichzeitig zog er die Knie an und stemmte sie in den Körper seines untoten Gegners.
Damit gelang Bill die Befreiung.

Der Vampir wurde zurückgestoßen, und mit einem weiteren Tritt beförderte der Reporter ihn zur Seite.

Bill drehte sich sofort und stand auf.

Keuchend und breitbeinig blieb er stehen. Sein rechter Arm hing am Körper herab, als würde er gar nicht zu ihm gehören.

Und der Blutsauger griff an.

Er warf sich dem Reporter entgegen und flog auch genau in den Tritt hinein, mit dem Bill ihn empfing.

Der schleuderte ihn wieder zurück. Bill bekam etwas Luft. Er sprang auf den Ausstieg zu, kletterte in den Bus, hörte die Schreie und sah seine Pistole.

Bill schnappte danach.

Als seine Finger auf den Waffengriff klatschten, hing der Blutsauger wieder wie eine Klette an ihm. Der Vampir umkrallte Bills Hosengürtel, riß daran, und der Kraft hatte der Reporter nichts entgegenzusetzen. Er wurde zurückgezogen, fiel und krachte auf den Blutsauger.

Aber diesmal hatte er die Waffe.

Sofort rollte sich Bill zur Seite und stöhnte vor Schmerzen, als er auf seinen ausgekugelten rechten Arm drückte. Dieses Gefühl trieb ihm das Wasser in die Augen, aber der Reporter gab nicht auf.

Er schoß im Liegen.

Die erste Kugel fehlte.

Als der Schuß aufpeitschte und das Geschoß nicht traf, machte der Vampir einen erschreckten Satz zur Seite. Und er sprang genau in den zweiten Schuß hinein.

Die Silberkugel jagte schräg in seine Brust. Ernest, der Vampir, schien zu erstarren. Mit beiden Armen schlug er wild um sich, bevor er zu Boden krachte und auf dem Gesicht liegenblieb.

So löste er sich auf…

Bill aber stemmte sich in die Höhe. Jetzt, wo die Aufregung und der Streß des Kampfes vorbei waren, da spürte er, wie sehr sein rechter Arm schmerzte. Wenn ein Arzt hier gewesen wäre, hätte er ihn wieder einrenken können, so aber mußte Bill Conolly weiterhin die Schmerzen ertragen.

Und der Kampf war noch längst nicht zu Ende. Bill sah, wie eine Fensterscheibe zersplitterte und das Gesicht eines weiblichen Vampirs erschien.

Der Reporter erschrak.

Diese Blutsaugerin kannte er.

Es war die Busfahrerin!

***

Wie gesagt, die restlichen beiden Blutsauger drehten durch. Sie

warfen sich auf die Menschen, aber nicht, um sie zu töten, sondern rissen sie hoch und schleuderten sie mir als Hindernisse in den Weg.

Plötzlich sah ich vor mir eine Wand von tobenden, schreienden und panikerfüllten Menschen. Die einzige, die ihre Nerven behielt, war Lady Sarah.

Sie umklammerte die beiden Kinder, schützte sie mit ihrem Körper und sorgte auch dafür, daß sie nicht allzuviel mitbekamen.

Vor mir tauchte eine Frau mit blonden Haaren auf. Ihr Gesicht war verzerrt. Die Angst leuchtete in ihren Augen. »Meine Kinder!« schrie sie, »meine Kinder!«

Sie wollte zu ihnen, doch ich stieß sie zurück. »Bleiben Sie sitzen, verdammt.«

»Neiinnn!« kreischte sie und griff mich an.

Ich mußte mit der flachen Hand zuschlagen. Die blonde Frau flog zwischen die Sitze.

Ich kam weiter.

Da ich nicht gerade zu den Kleinsten zähle, konnte ich auch über die Köpfe der meisten hinwegschauen. Ich sah Ricardo Ray im Hinterteil des Busses, wo er sich den Weg freikämpfte. Ein anderer Vampir, sein Bruder Paul, war noch nicht so weit gekommen. Er schlug sich mit einem älteren Mann herum, der ihm eine Reisetasche auf den Kopf drosch.

»Weg!« brüllte ich.

Meine Stimme hallte so laut, daß sie die übrigen Geräusche übertönte. Und der Mann verstand.

Er warf sich einfach zu Boden. Durch diese Aktion bekam ich freies Schußfeld.

Da gab es kein Zögern mehr, ich drückte ab.

Das geweihte Geschoß hieb in die leere Hülle des Blutsaugers und stieß ihn zurück. Er fiel gegen eine Sitzkante, konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten und krachte zu Boden.

Nun war nur noch Ricardo Ray übrig.

Ich weiß auch nicht, weshalb ich den Kopf drehte, vielleicht war es eine innere Unruhe. Ich sah mit Schrecken, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Es gab noch einen Vampir außer Ricardo Ray.

Die Fahrerin!

Ednas Biß hatte auf grausame Art und Weise Früchte getragen.

Die dunkelhaarige Frau war ebenfalls zu einem Vampir geworden.

Und sie hatte sich bewaffnet.

Die Finger der rechten Hand umklammerten einen schweren eisernen Schraubenschlüssel, den sie mir über den Kopf ziehen wollte.

Sie schlug zu, bevor ich feuern konnte.

Ich drehte mich zur Seite, und der Schlüssel hieb gegen einen metallenen Haltegriff, wo er eine Kerbe hinterließ. Als die Frau zum

zweiten Mal ausholte, schlug ich mit der Faust zu und feuerte gleichzeitig. Zwei Taten, eine Bewegung.

Die Blutsaugerin wurde aus der Richtung gebracht, taumelte zur Seite, aber sie konnte ihren Schlag nicht mehr bremsen, sondern hieb mit dem Schraubenschlüssel in die Scheibe, die splitternd zerbrach. Sie selbst fiel ebenfalls noch vor, und ihr Kopf schaute aus dem Rechteck, an dessen Seiten noch die Splitter hingen…

***

Das genau sah auch Bill Conolly!

Er hatte die linke Hand schon erhoben, um eine Kugel auf das Wesen zu schießen, als er sah, daß dies nicht mehr nötig war.

Zuerst rutschte Gaby Mansfield der Schraubenschlüssel aus den Fingern. Dann zuckte ihr Gesicht, sie öffnete den Mund, ein dünner Blutfaden rann über die Zunge und fiel in Tropfen an der Unterlippe herab. Ein letzter Ruck ging durch ihren Körper. Ein verzweifeltes Aufbäumen, danach nahm das Gesicht wieder einen anderen Ausdruck an.

Einen normalen…

Bill Conolly schluckte. Über seinen Rücken rann eine Gänsehaut.

Er bekam regelrecht Angst, bemerkte wohl aus den Augenwinkeln, daß einige Personen den Bus verließen, achtete aber nicht darauf, weil er zu sehr mit sich selbst und seinen Schmerzen beschäftigt war.

Bill stand dicht vor einer Ohnmacht, so weh tat ihm der rechte Arm. Der Reporter konnte nicht mehr kämpfen. Er schluchzte auf und taumelte zur Seite.

Deshalb sah er nicht, wie Ricardo Ray aus dem Bus sprang und um das Fahrzeug herumlief.

Dabei klatschte er mit beiden Füßen in ein Schlammloch, in dem noch Regenwasser stand…

***

Auf einmal war der Bus leer.

Oder fast, denn Sarah Goldwyn und die beiden Kinder waren noch sitzengeblieben.

Ich ging zu ihnen.

»John, mein Junge«, sagte die Horror-Oma, und ich sah Tränen in ihren Augen.

»Wir haben es fast geschafft«, erwiderte ich.

Sie streichelte meine Hand. »Holen Sie sich den verdammten Blutsauger, und schicken Sie ihn zum Teufel!«

»Wollen Sie nicht auch den Bus verlassen?« fragte ich.

»Ja, es ist besser.« Mrs. Goldwyn stand auf. Sie warf der Fahrerin einen scheuen Blick zu. »Sie hieß Gaby Mansfield«, sagte sie leise. »Und sie war so mutig. Verdammte Vampirbrut!«

Damit sprach sie mir aus dem Herzen. Sie faßte die beiden Mädchen an den Händen und verließ den Bus.

Ich schritt langsam durch den Mittelgang und schaute sogar unter den Sitzen nach.

Nichts, da hatte sich keiner mehr versteckt. Dann stand ich vor dem Ausstieg.

Die Menschen rannten über die Felder. Die Angst trieb sie voran. Weiter links sah ich, wie die Mutter ihre beiden Kinder in die Arme schloß. Sie waren gerettet, nicht zuletzt dank des ungeheuren Mutes einer älteren Dame.

Einer war noch frei: Ricardo Ray, der Mann, der an allem die Schuld trug. Doch wo steckte er?

Ich sah Bill Conolly, der zu seinem Wagen gegangen war und auf der Motorhaube hockte, aber ich entdeckte keine Spur von Ray. Dieser Blutsauger schien sich in Luft aufgelöst zu haben, er machte auch keine Jagd mehr auf seine Opfer.

Ich schritt an der Rückseite um den Bus herum. Er besaß noch eine altmodische Gepäckleiter, die hoch zum Dach führte. Dort wurden früher die Koffer und Reisetaschen verstaut.

Wo hatte sich Ricardo Ray versteckt?

Diese Frage brannte mir auf der Zunge. Verdammt, er konnte sich doch nicht in Luft aufgelöst haben. Und warum sagte Bill nichts? Hatte er vielleicht etwas gesehen?

Ich wollte ihn schon anrufen, als mein Blick auf die Leiter fiel, die zum Dach führte.

Sie zeigte Schmutzspuren. Auf den untersten Sprossen klebte Lehm, und es hingen sogar noch Wassertropfen an dem Metall.

Plötzlich wußte ich, wo mein Gegner steckte.

Auf dem Dach!

Ich peilte nach oben.

Der Winkel war zu spitz, so daß ich Ricardo Ray nicht sah. Aber ich war mir sicher, daß er dort oben lauerte.

Was er konnte, schaffte ich auch und begann damit, die Leiter hochzuklettern. Mit der linken Hand hielt ich mich fest, denn in der rechten hielt ich die Beretta.

Ich hatte soeben den Fuß auf die dritte Sprosse, gesetzt, als mich Bills Ruf erreichte.

»John, er sitzt auf dem Dach!«

Mein Freund hatte gesehen, was ich vorhatte, und er besaß den besseren Blickwinkel.

»Vorsicht, er kommt.«

Ich hatte mich nach seinem Ruf beeilt, befand mich bereits mit dem Kopf auf gleicher Höhe wie der Dachrand, sah eine Waffe, ein Stück Schulter und hörte den Schuß.

Instinktiv zog ich den Kopf ein. Heiß jaulte die Kugel dicht über meinen Scheitel. Wahrscheinlich hatte sie noch ein paar Haare mitgenommen.

Ich feuerte zurück.

Ray war ebenso schnell wie ich, denn auch mein Geschoß traf ihn nicht.

Dann peitschten gleich drei Schüsse hintereinander auf. Es war Bill Conolly, der feuerte. Er hatte sich hingekniet und seinen linken Arm auf die Kühlerschnauze des Porsche gelegt. Zwar traf er den Vampir nicht, aber die geweihten, silbernen »Grüße« zwangen den Blutsauger doch in Deckung.

Er mußte untenbleiben.

Was mir Gelegenheit gab, alles zu wagen. Ich kletterte noch eine Sprosse höher, peilte über den Rand und sah meinen Gegner flach auf dem Busdach liegen.

Bill schoß nicht mehr.

Ich wollte feuern, doch der Vampir wälzte sich zur Seite und sprang auf. Er federte in die Höhe, zielte auf mich und…

Klack, machte es.

Ricardo Ray hatte sich verschossen.

Ich jubilierte innerlich und kroch wie eine Schlange voran. Voller Wut schleuderte Ray die leergeschossene Walther hinter mir her, traf aber nicht, sondern nur die Kante, von der die Pistole abtickte und irgendwo verschwand.

Ich kam auf die Beine. »So, Blutsauger«, sagte ich. »Du bist der letzte!«

Er starrte mich an. Ich sah, wie es in seinem Gesicht arbeitete.

Wut, Haß und Enttäuschung zeichneten die Züge. Der Mund stand halb offen, und ich sah seine schimmernden Vampirbeißer.

Dann griff er an.

Mit bloßen Fäusten wollte er mich niederschmettern. Ich hätte natürlich schießen können, das tat ich nicht. Statt dessen warf ich mich ihm entgegen und hieb ihm den Waffenlauf quer durchs Gesicht. Er knurrte nur, versuchte trotz dieser Aktion seine Fäuste in meinen Leib zu stoßen, doch ich wich aus.

Rays Schwung war zu groß. Er schaffte es nicht mehr rechtzeitig genug, vor der Dachkante zu stoppen. Der nächste Tritt glitt ins Leere, und Ray kippte nach unten.

Das hatte ich gewollt.

Blitzschnell streifte ich die Kette mit dem Kreuz über meinen Kopf, trat selbst an die Kante und ließ das Kreuz fallen.

Es fiel auf den Vampir, der sich soeben erheben wollte.

Die Wirkung war frappierend. Mit einem Schlag entfaltete das Kreuz seine gesamte Magie. Es brannte nicht nur einen Abdruck in die

untote Hülle, sondern zerstörte den Vampir in Sekundenschnelle.
Zurück blieb der Kopf, der aus der grauen Asche des übrigen Körpers herausragte.
Mund und Augen bewegten sich noch, die Haut zitterte nach, dann wurde sie faltig, grau und lappig. Wie alter Stoff zerfiel sie, und die blanken Knochen leuchteten im Schein einer schon schräg am Himmel stehenden Sonne.
Ricardo Ray und seine Vampirzombies gab es nicht mehr…

***

Wir hatten noch einiges zu tun. Vor allen Dingen sorgte ich dafür, daß das übriggebliebene Fariac-Blut in den Panzerschränken des Yard verschwand.
Zuvor jedoch kümmerte ich mich um die Fahrgäste.
»Ihr hättet auch früher kommen können, ihr beiden«, sagte die Horror-Oma, während sie ihren Stock schwang.
»Ging nicht.«
Sie schaute mich an. »Und warum?«
»Reifenpanne.«
»Da sieht man mal wieder, daß auch ein Geisterjäger von technischen Pannen nicht befreit ist.«
Bill ging es wieder gut. Seinen Arm hatte jemand eingerenkt.
Kein Arzt oder Sanitäter, sondern Mrs. Sarah Goldwyn. Sie hatte während des Krieges in einem Lazarett gearbeitet und noch nichts verlernt.
Auch nicht das Zubereiten von Tee. Das merkten wir drei Tage später, als wir bei ihr eingeladen waren. Zusammen mit Sheila, Johnny und zwei kleinen Ehrengästen.
Es waren Marylin und Jeanie, die Zwillinge, die zum Abschied Mrs. Goldwyn das größte Kompliment machten, indem sie gestanden, daß sie sich solch eine Oma schon immer gewünscht hätten.
Doch eine Sarah Goldwyn ist einmalig…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 139 »Im Land des Vampirs«
[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 004 »Luzifers Festung«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 162 »Die Menschenfalle«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 161 »Medusas Rache«